1,30 DM / Band 35

Schweiz Fr 1.50 / Österr. S 10.-

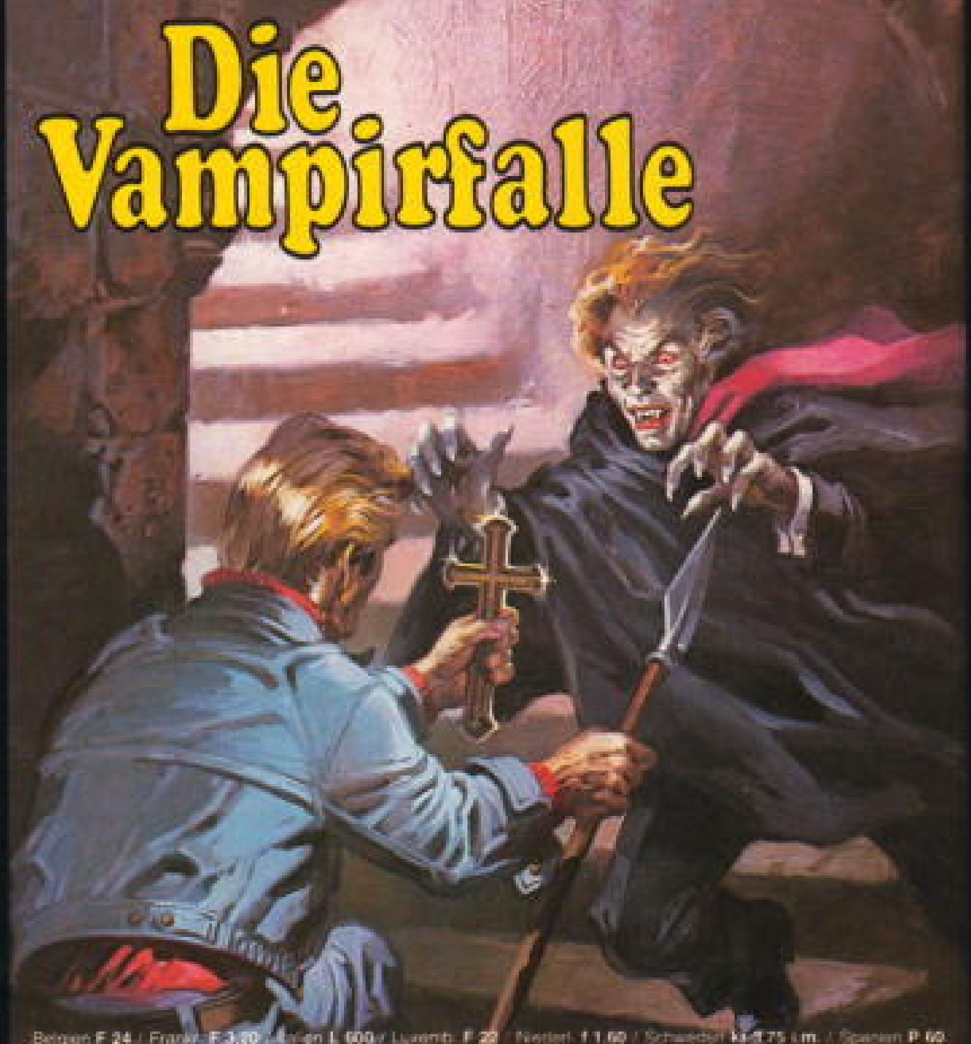
Neuer Roman

BASTEI

GEISTERJÄGER

JOHN SINCLAIR

Die große Gruselserie von Jason Dark





Die Vampirfalle

John Sinclair Nr. 35

Teil 3/3

von Jason Dark

erschienen am 06.03.1979

Titelbild von Vicente Ballestar

Sinclair Crew

Die Vampirfalle

Tapsig fuhr der kleine Kinderarm in die Höhe. Die winzigen Finger berührten die samtweiche Haut der Frau und zeichneten unbewußt die Tränenspuren nach. Sheila Conolly preßte ihren Sohn fest an sich. Sie hatte viel geweint in den letzten Stunden. Seit man sie in dieses Gewölbe unterhalb der Leichenhalle geschafft hatte, war die Zeit für sie stehengeblieben. Sheila erlebte die Hölle auf Erden.

Sie saß mit ihrem Sohn in dem unterirdischen Gewölbe und wartete darauf, daß etwas geschah. Daß man sie rausholte oder aber…

Sie hatte ihr Schicksal vor Augen und dachte an den Tod, denn woher sollten ihre Freunde und ihr Mann wissen, wohin man sie geschafft hatte? Der Plan mußte von langer Hand vorbereitet gewesen sein. Schlimm war, daß die Vampire ein Baby mit hineingezogen hatten, das erst ein paar Monate alt war. Selbst davor schreckten diese Bestien nicht zurück.

Sheila hockte auf der untersten der kalten Steinstufen und hielt ihren Sohn auf den Armen. Der Kleine hatte etwas geschlafen, doch nun war er wach geworden und schaute Sheila mit seinen großen Augen an.

Die Frau lächelte schmerzlich. Johnny hatte ihre Augenfarbe geerbt. Der Junge war zu einem kleinen, prächtigen Kerl herangewachsen, er lachte viel und machte seinen Eltern Freude. Bis jetzt…

Je mehr Zeit verging, um so geringer wurde die Hoffnung. Sheila wußte nicht einmal, ob es Tag oder Nacht war. An den Wänden brannten einige Fackeln. Sie tauchten die Umgebung in ein bizarres Zwielicht. Schatten tanzten an den hohen Stützpfeilern entlang und verloren sich in der unter der Decke liegenden Schwärze.

Längst hatte sich Sheila an das Bild gewöhnt, ebenso an die Nischen im Hintergrund des Gewölbes, die die Gebeine zahlreicher Toter beherbergten. Ein paarmal hatte Johnny geweint. Doch Sheila war es immer wieder gelungen, ihn zu beruhigen. Als er jetzt wieder anfing, stand sie auf und wanderte mit dem Kleinen auf dem Arm hin und her. Dabei schaukelte sie ihn und summte ihm ein Kinderlied vor, was sie eine ungeheure Überwindung kostete, denn Sheila war eher nach Weinen als nach Singen zumute. Daß der Kleine schrie, war die natürlichste Sache der Welt. Er hatte Angst in dieser fremden, unheimlichen Atmosphäre des Gewölbes. Kleine Tränen quollen aus seinen Augen und liefen wie winzige Perlen an den Wangen entlang. Sheila küßte sie weg.

»Sei ruhig, mein kleiner Liebling. Bald – bald kommen wir hier heraus. Dann wird alles wieder gut.« Sie sprach ihrem Sohn Trost zu, obwohl sie selbst welchen gebraucht hätte.

Aber so machten sie sich gegenseitig Hoffnung. Sheila spürte die Wärme der Fackelfeuer, wenn sie dicht daran vorbei schritt. Die Fackeln waren aber auch die einzige Wärme- und Lichtquelle in diesem kalten und feuchten Gewölbe. Zum Glück hatte Sheila noch keine Ratten gesehen. Es gab kaum Tiere, vor denen sie sich fürchtete, aber Ratten flößten ihr eine Heidenangst ein.

Johnny wurde ruhiger, und irgendwann fiel er in einen leichten Schlaf. Automatisch kehrten Sheilas Gedanken zu ihrer Situation zurück, jetzt, wo der Kleine sie nicht mehr ablenkte. Hatte sie überhaupt noch eine Chance, diesem Verlies zu entfliehen? Konnte sie denn auf die Hilfe ihrer Freunde rechnen? Sheila atmete schwer und blieb vor der Treppe stehen. Die Stufen führten hoch in die große

Leichenhalle, wo ihre Entführer saßen. Sheila hatte bereits mit dem Gedanken gespielt, nach oben zu schleichen, um vielleicht irgendwie einen Fluchtweg zu finden, doch mit Johnny war eine Flucht unmöglich. Der kleine Kerl schlief jetzt. Sheila spürte ihre Arme kaum noch vom langen Tragen. Aber auf den Boden betten wollte sie Johnny auch nicht. Der Stein war viel zu kalt. Und so trug sie ihn weiter. Eine liebende Mutter, die selbst am Rande der Hoffnungslosigkeit stand. Es war ein schlimmes Einerlei, was Sheila zu erdulden hatte. Wenn wenigstens etwas passieren würde, dachte sie, aber nichts geschah. Abermals nahm Sheila ihre ruhelose Wanderung auf. Johnny schlief, aber irgendwann würde er erwachen und erneut schreien.

Sheila versuchte, die trüben Gedanken zur Seite zu schieben. Es gelang ihr nicht.

Plötzlich horchte sie auf. Sie hatte das Knarren einer Tür gehört. Und es gab nur eine einzige Tür, die aus diesem Gewölbe in die Freiheit führte.

Hastig lief Sheila zur Treppe. Vor der untersten Stufe blieb sie stehen.

Und dann kam Kalurac.

Er, der sich selbst als Draculas Neffe ausgab, schritt wie ein König die Stufen hinunter. Er wußte in diesen Augenblicken, was er wert war, und er fühlte sich ganz als der große Sieger. Er setzte Fuß vor Fuß. Ein durch die offene Tür fahrender Windzug ließ seinen langen Mantel wehen wie einen Schleier. Deutlich stach das bleiche Gesicht aus dem Schwarz der Kleidung hervor.

Und es war ein Gesicht, das man – hatte man es einmal gesehen – nie wieder vergaß.

Dämonisch und doch faszinierend. Beherrschend waren die Augen. Sie zogen jeden in ihren Bann. Von ihnen ging eine regelrechte Hypnose aus. Der Vampir war überdurchschnittlich groß und wirkte in seinem Umhang noch gewaltiger. Ja, er war ein König.

Doch Sheila hielt dem Blick stand. Eine Frau, die mehr als einmal ihren Mut bewiesen hatte und auch dieses Treffen mit Würde und Mut überstehen wollte. Sie beugte sich dem Blutsauger nicht!

Kaluracs Lippen verzogen sich zu einem schmalen Lächeln, als er auf die Frau und das Kind hinabstarrte. »Noch immer so mutig?« fragte er höhnisch.

Sheila ging auf die provozierende Frage nicht ein, sondern sagte nur: »Lassen Sie mich hier raus!« Der Vampir lachte nur.

Doch Sheila ließ nicht locker. »Sie brauchen es nicht um meinetwillen zu tun. Aber denken Sie an den Jungen. Er ist erst ein paar Monate alt und noch ein Baby. Haben Sie wirklich kein Gefühl mehr?«

»Gefühl? Was ist das?« Der Vampir schüttelte den Kopf. »Ich glaube,

Sie haben noch immer nicht begriffen, mit wem Sie es zu tun haben. Vor Ihnen steht kein Mensch. Gefühle sind mir fremd. Ich will die Macht, das ist alles.«

»Und weshalb sind Sie gekommen? Nur um mir das zu sagen?« schrie Sheila. »Unter anderem.«

Sheila senkte den Blick. Die Grausamkeit dieses Mannes widerte sie an. Kalurac hatte recht. Sie mußte umdenken. Mit Menschen hatten diese Bestien wirklich nichts gemein. »Ich weiß einen Weg, wie Sie unter Umständen freikommen«, sagte der Untote. Seine Stimme klang dabei lauernd, aber er hatte mit diesem Satz genau ins Schwarze getroffen, das erkannte er an Sheilas Reaktion.

Sie hob den Kopf. »Was sagen Sie da?«

»Ja, Sie können hier herauskommen. Allerdings muß eine bestimmte Bedingung erfüllt werden.«

»Und welche?«

»Ich will John Sinclair!«

»Nein!« Sheila wankte zwei Schritte zurück. Ihre Augen wurden groß und füllten sich mit Tränen. »Niemals!«

»Dann werden Sie ebenso elendig umkommen wie die Pesttoten in den Nischen!« zischte der Blutsauger. »Und Ihr Sohn ebenfalls!«

Tief holte Sheila Luft. »Sie Bestie«, flüsterte sie. »Sie dreckige, miese Bestie. Irgendwann einmal, dann…«

»Sinclair wird kommen!« peitschte die Stimme des Vampirs. »Er wird mir in die Falle gehen. Auch ohne Ihre Hilfe. Aber ich frage Sie noch einmal: Sind Sie bereit, ihm einige Zeilen zu schreiben?«

Stumm schüttelte Sheila Conolly den Kopf.

»Gut«, sagte Kalurac, »dann haben Sie sich die Folgen selbst zuzuschreiben. Denn auch Ihr Mann und Ihre Freunde werden von uns nicht verschont.«

Sheila Conolly raffte allen Mut zusammen. »Das wird John Sinclair zu verhindern wissen!«

»Keine Angst, ich unterschätze ihn bestimmt nicht«, erwiderte der Vampir grinsend. »Ich weiß genau, wie gefährlich dieser Mann ist. Trotzdem fordere ich ihn zum Duell heraus. Ich gegen ihn – und er ohne Waffen!«

»Er wird Sie…« Besiegen, wollte Sheila noch sagen, doch sie brachte das Wort nicht über die Lippen. Sie wußte genau, daß Kalurac dem Geisterjäger in diesem Duell haushoch überlegen war.

»Ich werde Ihnen seine Leiche vor die Füße werfen«, höhnte der Untote zum Abschied, machte auf dem Absatz kehrt und schritt davon. Sein wehender Umhang nahm fast die gesamte Breite der Treppe ein.

Zurück ließ er eine weinende, völlig deprimierte Sheila Conolly, deren Hände sich wie von selbst zu einem Gebet fanden.

Während die Worte flüsternd über ihre Lippen drangen, schlief

Johnny, ihr Sohn, fest in ihren Armen.
Würde es für ihn jemals eine Zukunft geben?
Sheila glaubte nicht mehr daran.

***

Schlaf hatte ich in dieser Nacht kaum gefunden.
Wir waren zu meiner Wohnung gefahren. Wir, das heißt Jane Collins, Bill Conolly, Suko, Marek und ich. Dort wollten wir auf weitere Nachrichten warten.
Inzwischen wußte ich, daß Kalurac mich allein wollte. Er hatte mir eine Nachricht zukommen lassen, und nun wartete ich auf die zweite Botschaft, in der ich weitere Details erfahren sollte.
Die Warterei schaffte uns alle.
Marek war mit Suko in dessen Apartment gegangen, während Jane, Bill und ich in meinem Livingroom zusammenhockten. Blaugrau hing der Zigarettenqualm unter der Decke. Wir alle waren nervös, sehr nervös sogar, und Bill hatte es am schlimmsten. Im Gesicht sah er um Jahre gealtert aus. Die Haare standen wirr vom Kopf ab. Immer wieder war er mit seinen Händen hindurchgefahren.
»Wenn man nur wüßte, wo sie steckt«, wiederholte er seinen Standardsatz.
Wir gaben keine Antwort. Dom de Louise hätte uns vielleicht sagen können, wo sich sein Herr und Meister aufhielt. Aber Dom de Louise war tot, und wir mußten abwarten, was die andere Seite jetzt unternahm.
Das konnte dauern, aber auch schnell gehen. Ich stand auf. Zuvor war ich für ein paar Minuten eingenickt, doch die bleierne Müdigkeit steckte mir immer noch in den Knochen. Vielleicht half eine Dusche. »Ich mache mich mal frisch«, sagte ich. Meine Freunde standen alle zu mir.
Das wußte ich. Und jeder würde auch sein Leben einsetzen, um mich aus einer gefährlichen Situation zu befreien. Ebenso dachte ich.
Wenn ich Sheila damit wirklich retten konnte, würde ich dem Vampir waffenlos gegenübertreten. Und wenn es mich mein eigenes Leben kostete. Doch die Sache hatte einen Haken. Ich schätzte Kalurac und seine Untoten nicht als so fair ein, daß sie Sheila laufenließen, wenn ich mich erst einmal gestellt hatte. Den Grund, mich zu vernichten, glaubte ich zu kennen. D. Kalurac wollte freie Bahn haben!
Er wußte, daß einzig und allein ich ihm als Hindernis im Wege stand. Kalurac wäre nicht der erste Vampir, den ich erledigt hätte. Und jetzt?
Ich streifte meine Kleidung vom Körper und stellte mich unter die prasselnden Wasserstrahlen. Wechselbäder vertrieben einen Teil der Müdigkeit. Ich hatte mein Kreuz abgenommen und es auf einen

kleinen Hocker gelegt.

Das Licht der Deckenlampe wurde von dem Silber reflektiert und warf helle Punkte auf die grünen Kacheln. Noch immer wußte ich nicht, welche Bedeutung die Zeichen hatten, die in das Silber eingraviert worden waren. Doch Marek, der Pfähler, schien mehr zu wissen. Leider hatten wir nicht die Zeit gefunden, näher auf die geheimnisvollen Schriftzeichen einzugehen. Und jetzt sah es so aus, als würde ich die Bedeutung nie erfahren. Denn wenn ich mich wirklich waffenlos dem Vampir stellte, war ich so gut wie verloren. Kalurac würde nicht allein sein. Bestimmt hatte er Helfer, die an seiner Seite kämpften und die auch gegen mich vorgehen würden, aber ich konnte es nicht riskieren, meine Freunde mit in die Sache hineinzuziehen. Selbst Suko nicht. Wie ich die Dinge auch drehte und wendete, ich stand allein auf weiter Flur.

Ich stellte die Dusche ab und griff zum Handtuch. Im Livingroom klingelte das Telefon. Hastig schlüpfte ich in meinen Bademantel. »Moment, ich komme!«

Das Wasser rann mir von den Beinen, als ich den Wohnraum betrat. Bill stand in Nähe des Apparats. Seine Hand schwebte über dem Hörer, doch als ich den Kopf schüttelte, trat mein Freund zur Seite. Ich hob ab. »Sinclair!«

Zuerst hörte ich nichts, vernahm nur ein Rauschen in der Leitung. Dann klang eine Stimme auf. Sie schien aus unendlicher Ferne zu kommen, aber trotzdem vernahm ich den triumphierenden Unterton. »Sinclair, nicht wahr?«

»Das habe ich schon gesagt.«

Lachen. Hämisch und irgendwie widerlich. »Du solltest nicht so ungeduldig sein, Sinclair. Bewahre immer die Ruhe.«

»Was wollen Sie, und wer sind Sie?«

Ich stellte die Fragen bewußt, obwohl mir längst klar war, mit wem ich es zu tun hatte.

»Laß die Scherze. Hast du meine Nachricht erhalten?«

Als Antwort gab ich ein zögerndes »Ja«.

»Gut. Und jetzt hör weiter zu, Geisterjäger. Sicher wirst du deine Freunde gesund und munter wiedersehen wollen. Um das zu garantieren, mußt du auf folgende Bedingungen eingehen. Du setzt dich in deinen Wagen und fährst in Richtung Ipswich. Auf der alten Landstraße. Verstanden?«

»Ja.«

»Irgendwo auf der Strecke wirst du einen Leichenwagen am Randstreifen sehen. Wenn du ihn entdeckt hast, fährst du den nächsten Weg, und sei er noch so schmal, rechts rein, stellst deinen Wagen ab und wartest. Begriffen?«

»Natürlich.«

»Alles weitere wird sich dann ergeben. Sollte es dir einfallen, uns reinlegen zu wollen, werden nicht nur die Frau und das Kind sterben, sondern Hunderte von Menschen bekommen von uns den Vampirkuß. Was dann geschieht, brauche ich ja nicht erst auszumalen.«

Nein, das brauchte er wirklich nicht. Aber ich wollte Sicherheiten und fragte auch danach.

Der Vampir lachte höhnisch. »Sicherheiten? Du mußt dich schon auf mein Wort verlassen, Geisterjäger.«

Auf das Wort eines Vampirs? Das war nicht mehr wert als ein ungedeckter Scheck. Aber ich hatte, verdammt noch mal, keine andere Möglichkeit.

»Und wann soll ich fahren?«

»Um genau sechzehn Uhr!« Er lachte wieder. Dann wurde er jedoch schlagartig wieder ernst.

»Noch einmal, keine Tricks. Wir würden es früh genug merken.«

Ich wollte noch eine Frage stellen, doch da hatte er schon aufgelegt.

Jane und Bill schauten mich an. Sie wußten längst, was los war. Bill sprang aus seinem Sessel hoch.

»Und?« Sein Gesicht war verzerrt. In seinen Augen leuchteten Hoffnung und Verzweiflung zugleich.

Ich drückte Bill zur Seite und zündete mir eine Zigarette an. »Er hat mir soeben den Treffpunkt genannt.«

Bill zog mich an der Schulter zurück. »Wo?«

»Das sage ich dir nicht.«

»Du mußt es aber, John!« schrie er. »Du mußt es!«

Ich schrie zurück. »Willst du das Leben deiner Frau und deines Sohnes aufs Spiel setzen?«

Bill wurde blaß. Noch nie hatte ich ihn so angeschrieen. Er schaute mich mit einem Blick an, den ich nie vergessen werde. »Himmel, John«, flüsterte Jane.

Ich wischte mir über die Stirn. Verdammt, auch ich war nervös. Die Ereignisse der letzten Tage harten bei mir ihre unübersehbaren Spuren hinterlassen. »Entschuldige, Bill«, sagte ich.

»Schon gut, John. Ich weiß, wie dir zumute ist. Ich an deiner Stelle würde auch nicht anders handeln.« Ich schlug meinem Freund auf die Schulter und ging, mich anzukleiden.

An der Tür holte mich Janes Stimme ein. »Wann sollst du fahren, John?«

Ich lehnte mich gegen das Holzfutter und warf Jane einen schrägen Blick zu. »Um sechzehn Uhr.«

»Bis dahin ist noch Zeit.«

»Sicher. Aber was meinst du damit?«

Jane strich mit ihrem Zeigefinger über den schmalen Nasenrücken. »Wir sollten den Fall gemeinsam noch einmal durchgehen. Vielleicht

haben wir etwas übersehen oder finden eine andere Lösung.«

»Glaubst du an den Weihnachtsmann?« Sie lächelte. »Manchmal schon.«

»Ich aber nicht.«

***

»Schlachtfest, Freunde, Schlachtfest«, sagte der alte Mike Farrow und schleuderte das schwere Messer mit einer artistischen Bewegung hoch, um es sicher am Griff wieder aufzufangen. Im Türrechteck des Hühnerstalls blieb er stehen und ließ seinen Blick über die Verschlage gleiten. Mike Farrow züchtete Hühner. Obwohl er mit den Tieren groß geworden war, hatte er im Laufe der Zeit einen makabren Humor entwickelt, wenn es darum ging, einem Huhn den Kopf abzuschlagen, um eine gute Suppe oder einen knusprigen Braten zu bekommen.

»Ja, wen nehmen wir denn da?« murmelte er und ließ seine Blicke durch die Maschendrahtgitter wandern. Die Hühner schienen zu merken, was auf sie zukam. Aufgeregt flatterten sie in ihren engen Gefängnissen hin und her. Dann hatte Farrow gefunden, was er suchte. Ganz links in dem Verschlag hockten zwei besonders fette Hühner. Sie waren sogar zu träge, um wild herumzuflattern. »Ihr seid dran«, sagte Farrow.

Er hatte Routine im Schlachten. Die Leute holten ihn immer, wenn sie etwas zu schlachten hatten, und für eine Flasche Brandy besorgte Mike Farrow diese Sache fachgerecht. Er betrieb einen kleinen Hof, züchtete Hühner und hatte die Scheune als Gaststätte umgebaut. Außerdem vermietete er Zimmer. Sie waren zwar klein und lagen unter dem Dach, aber für Studenten, die durch England trampten und wenig bezahlen konnten, war dieser Gasthof ideal. Es hatte sich herumgesprochen, daß man bei Mike Farrow billig wohnen konnte und auch ein hervorragendes Essen bekam. Richtige Hausmannskost. Farrows Frau stammte aus Germany, dort hatte sie gut Kochen gelernt.

Auch jetzt war Farrow nicht allein. Zwei Pärchen hatten sich bei ihm einquartiert. Junge Leute, die eine Horror-Tour durch England machen wollten und in Burgen oder alten Schlössern übernachteten. Diese Horror-Touren waren in den letzten Jahren zu einem Volltreffer geworden. Immer mehr Menschen gönnten sich das Gruselvergnügen. Clevere Reiseveranstalter hatten sogar Wegstrecken ausgearbeitet und garantierten für Geister und Gespenster. Letztere wurden dann von dem Reiseveranstalter bezahlt.

Sensationslüsterne Menschen buchten diese Reisen, und oft waren Frauen in der Überzahl.

Aber es gab auch Reisende, die alte Schlösser und Burgen auf nicht vorgezeichneten Wegen abklapperten. Dazu gehörten die vier Gäste, die Mike Farrow im Augenblick beherbergte. Eine Nacht hatten sie

bereits in seinem Gasthaus verbracht, doch es hatte ihnen so gefallen und vor allen Dingen so gut geschmeckt, daß sie auf eine Weiterfahrt pfiffen und noch eine Übernachtung dranhängen wollten.

Mike Farrow hatte nichts dagegen. Er freute sich immer, wenn es den Leuten gefiel, und für seine Frau konnte es kein schöneres Kompliment geben.

»Und da sagt man immer, junge Leute leben nur von Hamburgern und kennen die gute Hausmannskost nicht«, brummte er, als er den Holzriegel der Verschlagtür zurückschob.

Die Hühner gackerten auf und wollten in die entfernteste Ecke flüchten, doch Farrows Hand war schneller. Blitzschnell und mit routiniertem Griff hatte er ein Huhn gepackt, drückte ihm die Flügel zusammen und zog es aus dem Verschlag.

»Du kommst auch noch dran«, sagte er zu dem anderen.

Mike Farrow trat an den Hauklotz, legte sich dann das Huhn zurecht, hob den rechten Arm und schlug zu.

Fachmännisch trennte er den Kopf vom Rumpf. Das Tier empfand keinen Schmerz. Andere Schlachter waren nicht so human.

Mike Farrow legte das Huhn beiseite und holte sich das zweite Tier.

Auch hier geschah das gleiche. Schnell und routiniert.

Trotzdem schrie das Mädchen unterdrückt auf, als es plötzlich in der offenen Tür auftauchte.

Es war die rothaarige Karen Black mit den großen, dunklen Kirschenaugen und der Figur eines Vamps. Jetzt hatte sie die Hand gegen den Mund gepreßt und sprach zwischen den gespreizten Fingern hindurch: »Mein Gott, wie grausam.«

»Finden Sie?«

Karen nickte.

Mike Farrow schmunzelte. »Wenn Sie so denken, dürfen Sie nichts essen. Was meinen Sie, wie es bei einer Schweineschlachtung zugeht?«

»Hören Sie auf, Mr. Farrow, davon will ich nichts wissen.«

Farrow lachte. »Wenn Sie später mal auf dem Land leben sollten, wird die Schlachterei für Sie so normal sein wie das tägliche Autofahren. Glauben Sie mir.«

Farrow hob die toten, ausgebluteten Hühner hoch und wickelte sie in Papier.

»So«, sagte er, »jetzt kann meine Frau die Tierchen rupfen, und dann kommen sie in den Kochtopf. Was glauben Sie, wie Ihnen die Suppe nachher schmecken wird.«

»Ich weiß nicht, ob ich eine esse.«

Farrow lachte nur. Er war fast sechzig Jahre alt und hatte vor vierzig Jahren auch so gedacht. Aber ein Leben auf dem Land härtete wirklich ab. Auch körperlich. Mike hatte eine Haut wie Leder, gezeichnet von Wind und Wetter. Trotzdem strahlten seine blauen Augen noch einen

jugendlichen Optimismus aus, und auch an Körperkraft war er den meisten jungen Leuten überlegen.

Mike Farrow trat nach draußen. Karen war zur Seite gegangen. Sie schaute zu dem alten Bus hin, unter dem Barry, ihr Bruder, lag. Er wollte die Achsen nachsehen, studierte Maschinenbau. Er war es auch, der den Bus – er bot immerhin Platz für zwanzig Personen – erstanden hatte. Für ein paar Pfund hatte der Schrotthändler ihn abgegeben. Barry möbelte den Wagen wieder auf, und für die Reise, die sie vorhatten, war er ideal. Er stand unter den Zweigen der alten Platanen auf einem Laubteppich. Die Wiese vor dem Gasthaus sah braun aus. Das Gras faulte dem Winter entgegen.

»Ich verschwinde in der Küche«, sagte Mike Farrow. Er winkte Karen zu und betrat durch einen Seiteneingang das Gasthaus.

Karen schlenderte derweil auf ihren Bruder zu. Der sah sie nicht kommen. Von ihm schauten nur die Beine unter dem Bus hervor.

Mit der Fußspitze stieß das Mädchen ihren Bruder leicht in die Seite.

»Verdammt!« fluchte Barry.

»Leg dir wenigstens was unter, sonst erkältest du dich noch«, schimpfte Karen.

»Bin ja gleich fertig.«

Es dauerte zwei Minuten, bevor Barry unter dem Wagen hervorkroch. Er hatte die gleichen roten Haare wie seine Schwester. Jetzt waren sie allerdings ölverklebt. Ebenso wie die kräftigen Unterarme und das Hemd.

Er spreizte beide Hände und tat so, als wollte er seine Schwester mit den schmutzigen Fingern anfassen. Kreischend floh Karen einige Schritte zurück. »Untersteh dich!« rief sie.

Barry lachte und ging zum Bach hinunter, der dicht an dem Grundstück vorbeifloß. Dort wollte er sich säubern. Karen aber betrat das Gasthaus. Es war mit einem Reetdach gedeckt. Die dicke Eichentür quietschte in den Angeln, als Karen die Gaststube betrat.

Neben dem Eingang saßen zwei Männer aus dem Nachbarort. Ihre Blicke glitten bewundernd über Karens Figur, und einer der Männer nickte andächtig. Dann meinte er flüsternd zu seinem Freund: »Die Kurven hat meine Alte nicht aufzuweisen.«

»Nee, deine Alte kannst du auch als Garderobenständer nehmen. Cheerio.«

Die Männer lachten und leerten ihre hohen Gläser. Karen aber ging auf den Tisch am Eckfenster zu, wo ihr Verlobter und Barrys Freundin warteten. Barry und Christine wollten sich im nächsten Jahr verloben.

Christine war genau das Gegenteil von Karen. Ziemlich schmal, ein etwas blasses Gesicht, und auch mit der Größe hatte die Natur bei ihr gespart. Das Girl reichte Barry eben bis zur Schulter. Das blonde Haar trug sie kurz. Am Wirbel standen einige Strähnen hoch, doch das

störte sie nicht. Karen Black setzte sich. Robby Tisdale, ihr Verlobter, gab ihr einen Kuß auf die Wange. »Huh, was bist du kalt«, sagte er.

»Draußen ist es auch kühl«, meinte Karen und zog fröstelnd die Schultern hoch. »Ich kann meinen Bruder nicht verstehen, daß er bei dem Wetter unter dem Bus liegt.«

»Hat er den Fehler wenigstens gefunden?« fragte Christine. »Ich glaube ja.«

»Der ist doch ein begnadeter Techniker«, sagte Robby. Er wußte, was er sagte.

Robby war das genaue Gegenteil von Barry Black. Mit seiner Goldrandbrille wirkte er immer wie ein College-Schüler. Robby war hochaufgeschossen, aber ziemlich dünn. Seine Freunde hatten ihn früher Spargeltarzan gerufen, und der Name war irgendwie treffend. Das dunkle Haar fiel Robby in die Stirn und war auch mit der Bürste nicht zu bändigen. Er war der Planer und Theoretiker der Gruppe. Auf der Uni studierte er Politologie und Jura, während die beiden Mädchen Lehrerinnen werden wollten.

Karen hakte sich bei Robby unter. »Dafür hast du andere Qualitäten, mein Lieber.« Sie mochte es nicht, wenn Robby sich selbst herunterspielte.

Christine lächelte etwas anzüglich, wie Robby schien, und er sagte schnell: »Das, was du denkst, meint Karen bestimmt nicht.«

»Wer weiß«, gab das rothaarige Girl zur Antwort, und jetzt lachten alle drei.

Die Männer vorn am Eingang erhoben sich von den Stühlen und verließen das Gasthaus.

Dafür kam Mrs. Farrow aus der Küche. Sie war eine kleine Person mit einem runden, gutmütigen Gesicht, roten Wangen und strahlend blauen Augen. Während sie auf den Tisch zuging und Robby ihr einen Stuhl zurechtrückte, trocknete sie sich ihre Hände an der Kittelschürze ab.

»Es wird heute abend eine herrliche Hühnersuppe geben«, schwärmte sie. »Einfach wunderbar.«

Karen verzog das Gesicht. »Ich habe zugesehen, als Ihr Mann die Tiere geschlachtet hat. Glaube kaum, daß ich davon etwas essen kann.«

Robby Tisdale, ihr Verlobter, schüttelte den Kopf. »Du darfst das nicht so eng sehen, Karen. Denk mal daran, wie sich die Schweine im Dreck wälzen, bevor sie geschlachtet werden. Ich habe gehört, daß die Chinesen sogar Ratten essen.«

»Jetzt hör aber auf.«

»Ich meinte ja nur.«

Mrs. Farrow erhob sich wieder. »Ich muß zurück in die Küche. Bis später.«

»Sicher hast du ihr den Appetit mit deiner Bemerkung verdorben«, zischte Christine.
»Aber das stimmt doch.«
»Jeder hat eben nicht das Gemüt eines Fleischerhundes.«
»Ich sage gar nichts mehr.«
»Ist auch besser.«
»Streitet euch nicht«, mischte sich Karen ein. »Dafür sind wir ja nicht losgefahren.«
»Meine ich auch!« rief Robby und legte seinen Arm um Karens Schulter. »Ah, da kommt ja Barry.« Robby winkte ihm zu. »Du kannst gleich vier Whisky bestellen.«
»Wir trinken nichts«, sagten die Mädchen wie aus einem Mund.
»Davon hat auch keiner gesprochen, die vier sind für uns.«
»Säufer«, sagte Karen liebevoll und hauchte ihrem Verlobten einen Kuß auf die Lippen.
Barry brachte die Gläser. Die Wirtin hatte gut eingeschenkt. »Wenn ihr die leer habt, seid ihr betrunken«, befürchtete Christine.
Barry winkte ab. »Keine Panik, Mädchen, wenn alle so standfest wären wie wir, könnten die Wirte noch mehr verdienen.«
»Hau nicht so auf den Pudding«, nahm Karen die Freundin in Schutz. »Wenn ich an früher denke, als du noch auf dem College warst, da hast du des öfteren…«
»Cheerio!« unterbrach Barry Black seine Schwester schnell. Er und Robby tranken.
»Heavens, ist das ein Stoff«, gurgelte Robby und hustete sich den Hals frei. »Wo hast du den denn aufgetrieben?«
Barry grinste. »Das ist Selbstgebrannter. Nur kein Whisky, wenn er auch so aussieht.«
»Bei dem gehen dir ja die Zehennägel hoch«, flüsterte Robby.
»Und noch mehr!« kicherte Karen.
Dann kam Mike Farrow. Er strahlte über sein ganzes wettergegerbtes Gesicht.
»Na, ihr vier Hübschen? Schmeckt euch mein Selbstgebrannter?«
Robby hustete. »Ja, nur ein bißchen kräftig.«
Mike Farrow nahm zwischen den jungen Leuten Platz. »Ein Glas zu leeren gehörte früher zu unseren Mutproben.«
Da gab Robby ihm recht. »Es ist wirklich eine Mutprobe.«
Mike Farrow hatte sich auch von dem Selbstgebrannten mitgebracht. Ein Wasserglas voll. Er nahm einen Schluck und meinte: »Ihr wollt morgen früh weiter, wenn ich das recht verstanden habe.«
»Ja«, lautete die einstimmige Antwort.
»Noch weit hinter Ipswich?«
Barry Black gab Mike Farrow die Antwort. »Wir lassen Ipswich liegen und biegen zuvor nach Norden ab. Rein in die Provinz Suffolk. Dort

soll es interessante alte Landhäuser geben. Die Häuser haben alle ihre Spukhistorie.«

»Ihr liebt solche Plätze?« fragte Farrow.

»Und wie.«

»Da wüßte ich noch einen.« Die vier jungen Leute wurden hellhörig.

»Und wo?«

»Ungefähr fünf Meilen von hier gibt es eine alte Leichenhalle. Sie steht inmitten eines waldreichen Geländes, direkt neben einem plattgewalzten Friedhof. Vor einigen hundert Jahren hat es dort ein Dorf gegeben. Zuerst schlug die Pest zu, dann die Truppen von Cromwell. Wenn mich nicht alles täuscht, war das um 1655. Die Leichenhalle haben sie stehengelassen und in deren Gewölbe die Pesttoten geschafft. Das ist ein grausamer Ort, und er ist verflucht.«

Mike Farrow senkte die Stimme. »Von uns Einheimischen wagt sich dort kaum einer hin. Hin und wieder führen ein paar Kinder Mutproben durch und betreten die Halle. Das ist aber auch alles. Wenn ihr Lust habt…«

Barry Black schlug auf den Tisch. »Mann, die Halle sollten wir uns ansehen. Was meint ihr?«

Nur Christine hatte Bedenken. »Bringt das nicht unseren ganzen Plan durcheinander?«

Robby Tisdale schüttelte den Kopf. »Ach was, Plan. Wir machen Urlaub. Und da möchte ich nicht nach der Uhr leben. Mr. Farrow hat gesagt, daß die Leichenhalle nicht weit von hier entfernt liegt. Und ein kleiner Ausflug am Abend ist erquickend und labend.«

»Was ist denn so schlimm an der Leichenhalle?« fragte Karen Black.

»Angeblich gehen dort die Geister der Pesttoten um«, raunte der Wirt. »Immer bei Vollmond.« Er deutete auf das Fenster. »Heute nacht haben wir Vollmond.«

»Ideales Gruselwetter«, spottete Barry.

Mike Farrow hob warnend den rechten Zeigefinger. »Machen Sie sich nicht darüber lustig. Ich kenne Leute, die durch einen unglückseligen Zufall in die Nähe der Halle geraten sind. Sie haben dort Heulen und Wehklagen gehört.«

»Das war sicherlich der Wind«, meinte Karen.

Robby schlug auf den Tisch. »Egal, wer. Auf jeden Fall werden wir uns die Leichenhalle einmal ansehen, Kinder.«

»Aber erst nach dem Essen«, sagte Barry. »Ich möchte die Hühnersuppe probieren.«

Die anderen waren einverstanden. Sie wollten aber vorher auf ihre Zimmer gehen und sich umziehen.

Die Studenten hatten zwei Zimmer belegt. Robby und Karen wohnten zusammen, sowie Barry und Christine.

Die fast gleich eingerichteten Räume lagen nebeneinander. Alte

Eichenholzbetten, ein Kleiderschrank aus dem gleichen Holz, ein Tisch, zwei Stühle und ein Waschbecken. Die Fenster waren klein und quadratisch.

Robby zog die rechte Scheibenhälfte auf. Sie klemmte etwas. Dann schaute er nach draußen.

Vom Bach her stiegen die ersten Dunstschwaden auf. Kniehoch bewegten sie sich über die Wiesen und breiteten sich immer weiter aus.

»Wir bekommen Nebel«, sagte Robby, ohne den Kopf zu wenden.

»Richtiges Gruselwetter«, meinte Karen.

»Genau.«

»Tu mir einen Gefallen und schließ das Fenster, Robby. Mich friert.«

»Okay.« Robby Tisdale wandte sich um. Seine Freundin hatte die Schranktür geöffnet und stand, nur mit BH und Slip bekleidet, vor dem Spiegel.

Das Bild sprang Robby Tisdale förmlich in die Augen. Er schlich sich an seine Freundin heran, legte seine Hände auf ihre Schultern, berührte mit den Lippen ihren Nacken und streifte die beiden Träger des BHs langsam über die runden Schulterbogen. »Nicht, Robby«, flüsterte die rothaarige Karen und zuckte unter seinen Berührungen zusammen. »Nicht jetzt.«

»Und warum nicht?«

»Wir, wir…«

»Wir haben noch Zeit genug«, sagte Robby. Er merkte, daß ihr Widerstand dahinschmolz und sie sich langsam zu dem breiten Bett führen ließ. Karen war ein Vulkan, der Feuer spie und hin und wieder gelöscht werden mußte… Im Nebenzimmer ging es nicht so friedlich zu.

Christine sträubte sich gegen den Besuch der Leichenhalle.

»Das ist doch alles Unsinn«, sagte sie scharf. »Eine Schnapsidee.«

Barry blickte auf. »Wieso?«

»Weil wir unseren Plan damit umstoßen.«

»Hör auf. Wir fahren morgen früh weiter. Da ändert sich nichts. Du hast Angst, das ist es.«

»Da kann ich nur lachen.«

»Dann tu's doch. Lach, anstatt mir hier eine Szene zu machen.«

»Ich mache dir keine Szene, sondern vertrete nur meine Meinung.«

Barry Black nickte. »Okay, meine liebe Christine, du kannst ja hierbleiben.«

Das Girl saß auf der Bettkante und schüttelte den Kopf. »Nein, ich fahre trotzdem mit.«

»Willst dich nicht blamieren, wie?«

»Mit dir kann man ja nicht reden.«

Sie stand auf und streifte ihren Pullover über den Kopf. Einen BH

trug sie nicht. Bei ihrer Figur konnte sie getrost darauf verzichten.

Aus dem Schrank suchte sie sich wärmere Sachen, während sie die übrigen schon in den Koffer packte.

Barry Black stand derweil am Fenster, rauchte eine Zigarette und sah den Nebelschwaden zu, die aus der Bachniederung stiegen und die Büsche mit ihrem grauen Gespinst einhüllten.

Es wird eine regelrechte Horrornacht werden, dachte Barry.

Er hatte nicht die geringste Ahnung, wie schlimm sich diese Prophezeiung erfüllen sollte…

***

Viertel vor vier erschien Superintendent Powell. Mein Chef wußte selbstverständlich Bescheid. Er war dabeigewesen, als ich die Nachricht erhielt, und ich hatte ihn dann telefonisch über den Anruf des Vampirs verständigt.

Er hatte nichts dazu gesagt. Um so überraschter waren wir alle, als er plötzlich vor meiner Wohnungstür stand.

Powell nickte den anderen zu und wandte sich dann an mich. »Sie wollen das Risiko tatsächlich auf sich nehmen?«

»Ja.«

»Sie wissen genau, auf was Sie sich da einlassen?« Ich nickte.

»Gibt es keine andere Möglichkeit?«

»Wissen Sie eine, Sir?« fragte ich zurück. »Leider nein.«

»Aber ich muß Sheila und den Kleinen retten«, sagte ich. »Wir können die beiden doch nicht in den Händen dieser Blutsauger lassen. Lieber setzte ich alles aufs Spiel.«

»Das ist mir klar«, erwiderte Powell. »Nur – glauben Sie, daß dieser Kalurac es ernst meint?«

Ich schaute meinen Chef verständnislos an.

»Dann muß ich deutlicher werden«, sagte Powell. »Glauben Sie, daß er sich an die Vereinbarungen hält?«

Ich warf Bill Conolly einen Blick zu, und mein Freund nickte. »Du kannst ruhig offen sprechen, John!«

Ich wandte mich wieder an Powell. »Nein, Sir, ich glaube nicht, daß er sich an die Abmachungen hält. Ich nehme an, er wird versuchen, mich oder uns zu hintergehen.«

»Wollen Sie fair spielen?« fragte mein Chef.

»Ich werde waffenlos an dem Treffpunkt erscheinen«, antwortete ich ausweichend.

»Sie haben einen Trumpf in der Hinterhand!« stellte Superintendant Powell fest.

»Zumindest könnte es einer werden. Wir hatten Zeit genug, noch einmal alles durchzusprechen. Und ich möchte, daß Suko oder Bill Conolly die gleichen Vollmachten besitzen wie ich.«

Powell schüttelte den Kopf. »Das ist unmöglich. Beide sind keine Polizisten.«

»Aber wir befinden uns in einer besonderen Situation, Sir. Wenn wir keinen Erfolg haben, wird die Vampirbrut bald die ganze Insel ersticken. Das ist ein ungewöhnlicher Fall. Und ungewöhnliche Fälle erfordern besondere Maßnahmen.«

Powell nickte. »Können Sie mich in Ihre Pläne einweihen?«

Ich schaute auf die Uhr. »Sorry, Sir, aber für mich wird es leider Zeit.«

»Okay.«

Dann reichte mir mein Chef die Hand. Und er schaute mir mit einem Blick in die Augen, in dem alles Vertrauen lag, das er mir entgegenbrachte. »Holen Sie die Frau und das Kind zurück, John. Bitte!«

Ich nickte. Sprechen konnte ich nicht, auch nicht, als mir die anderen die Hand reichten.

Bill, zum Beispiel. Oder Jane. Auch Suko oder der alte Marek. In ihren Augen las ich Vertrauen, Hoffnung – aber auch Angst. Nicht nur mein, sondern auch ihr Schicksal ruhte jetzt allein in meiner Hand.

Verdammt, wenn doch nur schon alles vorbei wäre. Bill brachte mich zur Tür. Im Flur sprachen wir noch ein paar Worte miteinander.

»John«, sagte mein Freund mit kratziger Stimme, »ich weiß, daß ich mich auf dich verlassen kann. Aber tu dein Bestes, John, ich flehe dich an. Sonst weiß ich nicht, wie es weitergehen soll.«

Ich versuchte, optimistisch zu lächeln, merkte aber, daß nur eine Grimasse daraus wurde. »Wird schon schiefgehen, Bill.« Noch einmal reichten wir uns die Hände. Dann ging ich zum Lift. Lautlos schlossen die Türen. Ich fuhr abwärts.

Waffenlos, wie mein Gegner es verlangt hatte. Selbst das Kreuz trug ich nicht mehr auf meiner Brust. Ich kam mir vor wie jemand, der zu seiner eigenen Hinrichtung geht…

***

Seit Anbruch der Dämmerung war der Nebel noch dichter geworden. Wie eine graue, immer höher werdende Wand stieg er aus den zahlreichen Auen und Wiesen. Christine hatte wieder ihre Bedenken. »Sollen wir bei dem Wetter überhaupt fahren?«

Robby wischte ihren Einwand weg. »Es sind nur fünf Meilen.«

»Was ist, wenn wir den Weg nicht finden?«

»Den hat uns Mr. Farrow doch genau beschrieben«, sagte Barry Black.

Er zog den Reißverschluß seines Parkas hoch, weil ihm plötzlich kalt geworden war.

»Beim nächstenmal fahre ich im Sommer«, sagte Christine und

öffnete die Fahrertür. Sie stieg ein. Die anderen folgten.

Barry wollte fahren. Er konnte mit dem Bus am besten umgehen. Mit einem Klebeband befestigte er die Wegskizze an der Scheibe. Farrow hatte sie ihm zusätzlich aufgezeichnet. Robby Tisdale stieg als letzter in den Bus und schlug die Tür zu. Das Gefährt hatte nur noch die vorderen vier Sitzreihen. Die anderen waren herausgenommen worden, dafür glich die zweite Hälfte des Busses mehr einem Campingwagen. Vier Liegen standen dort zusammengeklappt, und Proviant lag in der Ecke unter Decken verborgen. Sogar ein Kocher war vorhanden. Den vier Studenten machte es nichts aus, auch mal eine Nacht in ihrem Bus zu verbringen, falls sie nicht solch ein gemütliches Gasthaus fanden, wie es Mike Farrow betrieb.

Für teure Hotels reichte das Geld nicht. Außerdem fanden die jungen Leute es so gemütlicher.

Das Ehepaar Farrow stand in der Tür und winkte ihnen zum Abschied zu. Der wabernde Nebel ließ ihre Gestalten aussehen wie Geister. Barry startete.

Der Motor drehte ein paarmal, tuckerte und lief sich langsam warm. Das Licht der Scheinwerfer wurde von der grauen Suppe regelrecht verschluckt. Sie konnten den Weg daher nur im Schrittempo zurücklegen.

Barry Black lenkte den Bus vom Hof. Er beschrieb eine Schleife und erreichte den Pfad, der nach einigen hundert Yards auf die Straße mündete. Sie war ein schmales graues Band und gehörte zu den zahlreichen Nebenstrecken, die ebenfalls in Richtung Ipswich führten. Die vier Studenten hätten auch über die Hauptstraße fahren können, aber von dort war der Weg zur Leichenhalle weiter. Sie wollten nicht länger als nötig durch den Nebel kutschieren.

Federung und Stoßdämpfer des Fahrzeugs ächzten und quietschten. Es war eine immerwährende Begleitmusik, an die sich die vier längst gewöhnt hatten.

Der Nebel lichtete sich, je näher sie der Straße kamen. Dann hingen nur noch hin und wieder dünne Schleier über der Fahrbahn.

Barry lachte. »Wer sagt's denn? Wenn Engel reisen, lacht der Himmel.«

»Ich sehe nur keinen lachenden Himmel«, bemerkte Christine.

»Du hast auch immer was zu nörgeln«, gab Barry zurück.

Christine saß neben ihm, während es sich Karen und Robby hinten im Bus gemütlich gemacht hatten. Karen hatte eine Thermosflasche mit heißem Tee mitgenommen. Sie goß vier Plastikbecher voll und reichte sie durch.

Auch Barry schlürfte das heiße Getränk, während er mit einer Hand lenkte.

Hin und wieder warf Barry einen Blick auf die Skizze. Er mußte

aufpassen, denn die Abzweigung konnte jeden Moment auftauchen.
Da war der Weg schon!
Nur ein schmaler Pfad, der rechtwinklig von der Straße abbog.
Barry mußte über die Fahrbahn auf die rechte Seite. Er zog den Bus hart herum, und Karen verschüttete den Rest ihres Tees.
»Gib doch acht!« rief sie.
»Keine Panik auf der Titanic«, gab Barry grinsend zurück. Er fuhr weiter. Jetzt wesentlich langsamer als zuvor, denn der Weg war dementsprechend schlecht.
Der alte Bus schaukelte hin und her wie ein Schiff bei hohem Seegang. Die Bäume wuchsen dicht an den Wegrand, Zweige und Äste kratzten über das Dach des Busses oder glitten schabend an den Fenstern entlang. Kurven tauchten auf und mußten vorsichtig angefahren werden. Querrinnen, Schlaglöcher und tiefe, feuchte Rillen verlangten dem Bus alles ab und ließen so manche Verwünschung über die Lippen des Fahrers dringen.
Christine konnte sich ihre Bemerkungen nicht verkneifen. »Ich habe es euch ja gleich gesagt. Wir hätten auf dem Hof bleiben sollen.«
»Ich dachte, du wolltest eine Gruseltour machen?« spottete Robby.
»Da hätten wir die komische Leichenhalle ruhig auslassen können.«
»So etwas gehört einfach dazu«, sagte Barry. »Außerdem brauchst du ja nicht zu fahren.«
»Wie gütig.«
Die Stimmung sank. Christine ging den anderen schwer auf die Nerven mit ihrer Quengelei.
Karen Black versuchte sich als Friedensengel. »Beim nächstenmal gehen wir auf deinen Vorschlag ein, okay?«
Jetzt mußte Christine lachen. »Schon gut«, sagte sie. »Ich wollte nur meinen Standpunkt vertreten.« Sie ging nach hinten zu Karen, und beide schauten aus dem Fenster.
Viel war nicht zu sehen, und wenn urplötzlich Zweige über die Scheiben ratschten, zogen sie hastig und erschrocken ihre Köpfe zurück. Der Nebel war jetzt völlig verschwunden. Beide Scheinwerfer des Busses warfen ihre breiten Lichtspeere auf den Weg und erfaßten die unmittelbare Umgebung. Die Freundinnen kamen sich vor wie in einem Märchenwald. Tannen, Buchen, Eichen standen bunt gemischt. Dazwischen wucherte hohes Farnkraut, und es fehlte nur noch der Elfenreigen, der durch das Unterholz tanzte. »Ich finde es irgendwie gruselig«, sagte Karen Black und schüttelte sich.
Christine verneinte. »Meiner Meinung nach ist es romantisch. Aber Grusel, nein, den empfinde ich nicht. Obwohl…« Sie sprach plötzlich nicht mehr weiter, sondern starrte angestrengt durch die Scheibe.
»Was ist?« fragte Karen.
»Ein Leichenwagen. Ich habe einen Leichenwagen gesehen. Lieber

Himmel!«

Die letzten beiden Sätze schrie sie heraus und preßte dann die Hand gegen den Mund.

Barry Black bremste. Der Bus senkte sich vorn leicht. Barry war aufgesprungen. »Was ist los?«

»Christine hat einen Leichenwagen gesehen«, erklärte Karen.

»Ja, es stimmt.« Christine nickte heftig. Robby kam zu ihr, während Barry sitzenblieb.

»Wo?« fragte Tisdale.

»Dort zwischen den Bäumen. Er – er leuchtete, glaube ich. Du mußt mir glauben.«

»Aber ich sehe nichts.« Auch Robby starrte jetzt angestrengt durch die Scheibe. Doch erkennen konnte er nichts. Hinter den letzten Lichträndern der Scheinwerferstrahlen ballte sich die Finsternis.

»Du hast dich getäuscht, Christine.«

»Nein, Robby, ich habe mich nicht getäuscht. Vorhin war er noch da. Wirklich.«

»Ich steige mal aus«, sagte Barry.

»Sei vorsichtig.« Christines Stimme klang schrill.

Robby warf Karen einen zweifelnden Blick zu.

Barry öffnete die Tür und sprang nach draußen. Er ging um den Bus herum und klopfte gegen die Scheibe, hinter der er die Gesichter seiner drei Freunde sah. Dabei grinste er.

»Der nimmt das alles viel zu leicht«, flüsterte Christine.

Barry verschwand im Wald.

Er hielt sich aber dicht an der Lichtgrenze der Scheinwerfer, als hätte er Angst, von der Dunkelheit verschluckt zu werden.

»Und außerdem«, sagte Robby, »wo soll denn um diese Zeit ein Leichenwagen herkommen? Und vor allen Dingen, was hat er in dieser Gegend zu suchen?«

»Genau«, stimmte ihm Karen zu.

»Vergeßt nicht, daß es hier in der Nähe einen Friedhof gibt«, verteidigte sich Christine. »Mike Farrow hat davon berichtet.«

»Ja, aber einen plattgewalzten«, antwortete Robby. »Außerdem soll es dort spuken.«

Robby schaute Christine an. »Du bist ja ganz schön abergläubisch«, lachte er.

Christine schwieg, und auch Karen sagte nichts. Dann sahen sie Barrys Gestalt wieder innerhalb der Scheinwerferlanzen. Er machte eine verneinende Schulterbewegung, die nur bedeuten konnte, daß er nichts gefunden hatte.

»Da siehst du es«, sagte Karen. Barry stieg wieder ein.

Er grinste. »Draußen stehen zwar Bäume, die aussehen wie Leichen, aber einen Wagen habe ich nicht entdeckt. Es gibt wohl noch einen

Parallelpfad, der durch den Wald führt.«

»Und ich habe mich nicht getäuscht!« rief Christine. »Der war auf dem Pfad!«

Barry tätschelte ihre Schulter. »Ganz sicher, mein Schatz. Du hast recht.«

Christines Kopf ruckte herum. »Du glaubst mir nicht, wie?«

»Doch, doch…«, beruhigte Barry sie.

Robby schlug vor: »Kommt, Kinder, laßt uns weiterfahren. Es ist bestimmt nicht mehr weit bis zu dieser Leichenhalle. Ich mache inzwischen die Kamera fertig und lade die Blitze auf.«

Barry übernahm wieder das Lenkrad. Und weiter schaukelte der Bus seinem unheimlichen Ziel entgegen. Die beiden Mädchen schwiegen. Jedes hing seinen Gedanken nach. Nur hin und wieder warf Karen ihrer Freundin scheue Blicke zu.

Robby störte das nicht. Er pfiff ein Lied und kümmerte sich um seine Kamera. Robby war der Fotoexperte der Vierergruppe. Normalerweise waren fünf Meilen keine Strecke. Doch bei einem Bus, der nur im Schrittempo fuhr, konnte diese Entfernung zu einer quälenden Tortur werden.

Nach zehn Minuten meldete sich Robby. »Die Kamera ist fertig«, sagte er und fügte spöttisch hinzu: »Jetzt können die Monster kommen!«

Als wäre dies ein Stichwort gewesen, gab es plötzlich einen dumpfen Laut auf dem Dach.

Hastig trat Barry die Bremse. Vor Schreck würgte er dabei den Motor ab. Es wurde still.

Niemand der vier sprach ein Wort. Alle hatten die Köpfe erhoben und starrten zum Busdach hoch. Zehn, fünfzehn Sekunden vergingen.

Endlich traute sich jemand zu sprechen. »Was – was war das?« flüsterte Karen.

Robby antwortete. »Keine Ahnung.« Mit einer beschützenden Geste legte er seinen Arm um Karens Schulter.

»Der Leichenwagen!« hauchte Christine. »Das hängt mit dem Leichenwagen zusammen.«

Barry rutschte vom Sitz. Aufrecht stand er im Gang. Mit dem Kopf streifte er fast die Decke. Dann pochte er gegen die Verkleidung.

»Die Erklärung ist ganz einfach«, sagte er. »Wir werden gegen irgendeinen verdammten Ast gestoßen sein. Bei Tag hätten wir darüber gelacht.«

»Ja, das wird es sein«, stimmte ihm auch Robby zu. Doch die Antwort klang nicht gerade überzeugend.

Die Gesichter der Mädchen waren blaß. Angst stahl sich in ihre Blicke. Angst vor der eigenen Courage.

»Ich glaube, ich sehe mal nach«, sagte Barry und machte Anstalten,

den Bus zu verlassen.
Doch dazu sollte es nicht mehr kommen.
Plötzlich schrie Christine gellend auf. »Da!« brüllte sie. »Seht doch, am Fenster!«
Drei Köpfe wandten sich ruckartig um.
Und acht Augen sahen ein bleiches, häßliches Gesicht.
Ein Gesicht mit zwei fingerlangen Vampirzähnen…

***

Ich nahm die Westminster Bridge, um die Themse zu überqueren, führ am St. George's Circle in Richtung Osten, führ durch Newington, dann nach Norden, kreuzte noch einmal die Themse, um schließlich in Richtung Ipswich zu fahren. Dieses Verwirrspiel kostete zwar Zeit, aber ich hoffte dadurch, eventuelle Verfolger abzuschütteln. Es konnte durchaus sein, daß mich meine Gegner beobachteten.
Im rechten Mundwinkel fühlte ich einen ungewohnten Druck. Dort hatte ich mir unter die Zunge einen kleinen, aber ungeheuer leistungsstarken Sender geklemmt. Meine Beziehungen zum Geheimdienst hatten sich bezahlt gemacht. Die Techniker dort hatten mir das Ding in Windeseile besorgt. Der Sender gab ständig Zeichen, und Suko am Empfänger wußte, wo ich mich aufhielt.
Erst wollte ich nach James-Bond-Manier den Sender im Absatz deponieren. Aber sollte ich durchsucht werden, dann fand man dieses Versteck bestimmt. Wer schaute schon jemandem in den Mund? Der Nachmittagsverkehr war schlimm. Ich kam nur langsam vorwärts.
An der Stadtgrenze wurde es besser. Und bis zum Verteilerkreuz der Schnellstraßen kam ich gut durch. Doch ich nahm keine Fernstraße, sondern die Landstraße nach Ipswich. Dort konnte ich zwar nicht so schnell fahren, aber ich mußte mich an die Bedingungen meines Gegners halten. Noch führ ich durch Londoner Vororte. Hier warfen Peitschenleuchten ihr kaltes Licht auf den Asphalt.
Die Rücklichter der vor mir fahrenden Wagen wirkten auf mich wie hin- und her schaukelnde Blutstropfen und erinnerten mich immer daran, auf was für eine Aufgabe ich mich eingelassen hatte.
Wir hatten Freitag.
Wochenende.
Und ich fuhr in mein Verderben – in den Tod…
Bald verschwanden die Lichter, und ich lenkte meinen silbermetallicfarbenen Bentley auf der einsamen Landstraße einem Ungewissen Ziel entgegen. Ich hoffte nur, daß es keinen Nebel gab, womit im November eigentlich stündlich zu rechnen ist.
Wie dem auch sei, irgendwo würden sie mich abfangen, und dann kam es zur Entscheidung…

***

»Ein Vampir!« kreischte Christine mit schriller Stimme. »Mein Gott, das ist ein Vampir!« Ihre Stimme brach ab, erstickte in einem Wimmern.

Auch die anderen hatten die gräßliche Fratze gesehen.

Robby riß Karen zurück, während sich Barry schützend vor Christine stellte.

Das Gesicht des Blutsaugers schien an der Scheibe zu kleben.

Der Unheimliche hockte auf dem Dach. Er hatte sich dann über den Rand gebeugt und schaute in das Innere des Busses. Wie er auf das Dach gelangt war, ließ sich ganz einfach beantworten. Er mußte auf einem Baum gesessen haben und hatte sich dann fallen lassen. Bei der geringen Geschwindigkeit des Busses konnte der Blutsauger leicht die Balance halten.

Jetzt bewegte er den rechten Arm. Eine bleiche, knochige Hand tauchte auf, wurde gespreizt, und dann kratzten fünf lange Fingernägel über die Scheibe.

Es klang wie ein Willkommensgruß der Hölle.

Ängstlich klammerte sich Christine an ihren Freund. »Ich will hier weg!« schluchzte sie. »Bitte, fahrt! Fahrt doch…«

Auch in Karens Gesicht stand die nackte Angst geschrieben, und die beiden jungen Männer sahen auch nicht gerade aus wie Helden.

Barry erwachte als erster aus seiner Erstarrung. Er löste sich von Christine, warf sich auf den Fahrersitz und startete. »Ich werde ihn schon runterfegen!« schrie er. »Dieser Kerl hat seinen Spaß gehabt, jetzt habe ich meinen!«

»Spaß?« rief Christine. »Das ist doch kein Spaß!« Sie zerrte an Robbys Arm. »Oder was meinst du?«

»Es wird sich jemand verkleidet haben.«

»Nein, der ist echt.«

Der Bus ruckte an, und im nächsten Moment verschwand das bleiche Gesicht des Vampirs.

Heftig gab Barry Gas. Die Hinterräder drehten auf dem weichen Humusboden durch, fanden aber dann doch Halt, und Barry lenkte den schweren Wagen in die erste Kurve. Viel zu schnell, aber das tat er bewußt. Das Heck rutschte weg, knickte eine Buschreihe weg, kam einem Baumstamm bedrohlich nahe und fegte ganze Äste zur Seite. Wie ein Ungeheuer wühlte sich der schwere Bus weiter. Christine, Karen und Robby waren zu Boden gefallen. Zu plötzlich kamen die Schleuderbewegungen. Dann die nächste Kurve. Diesmal links herum.

Wieder schaukelte der Bus hin und her. Die Proviantpyramide geriet ins Wanken, kippte um, und schon rollten die zahlreichen Konservendosen durch den Gang.

Doch darum kümmerte sich niemand. Auch als eine hochkant gestellte Liege auf Robbys Beine fiel, fluchte er nur. Er hoffte, wie

auch die anderen, daß Fahrtwind und Fliehkraft den ungebetenen Besucher vom Dach gefegt hatten. Tatsächlich war der Untote verschwunden.

Noch immer befanden sie sich in dichtem Waldgebiet. Doch irgendwo in der Nähe mußte es ein Gewässer geben, denn zwischen den Bäumen hingen bereits dünne Nebelschleier, die das Scheinwerferlicht zerfaserten.

Jetzt wurde der Weg breiter. Die Bäume traten zurück. Wiesen mit kniehohem Unkraut säumten statt dessen den Weg. Barry erhöhte die Geschwindigkeit noch. Seine Hände hielten das große Lenkrad fest. Die Lippen hatte er fest zusammengepreßt. Wirr hing ihm das rote Haar in die Stirn. Und er schaltete höher. Die Geschwindigkeit nahm zu. Für einen Menschen war es jetzt so gut wie unmöglich, sich auf dem Dach zu halten. Besonders deshalb, weil Barry wieder mit seiner Slalomfahrt begann und dabei nicht langsamer wurde. »Haltet euch fest!« rief er nach hinten. Er selbst wurde ebenfalls auf dem mit grünem Kunstleder überzogenen Fahrersitz hin und her geschleudert.

Ihm war es egal, ob die Stoßdämpfer zu Bruch gingen. Die besten waren sie sowieso nicht.

Der Nebel wurde etwas dichter. Er war zwar nicht so schlimm wie auf dem Farrowschen Anwesen, aber er behinderte die Fahrweise doch. Barry hatte das Gefühl, in einen grauen Tunnel zu fahren.

Und dann passierte es.

Plötzlich gab es einen ungeheuren Stoß am linken Vorderrad. Etwas brach knirschend entzwei. Die Wucht des Aufpralls fegte den Bus nach rechts und Barry vom Fahrersitz. Barry rollte in den Gang und blieb am Einstieg liegen.

Der Bus aber schleuderte weiter. Glas splitterte. Dazwischen mischten sich die Schreie der drei anderen Studenten. Dann folgte die Katastrophe. Der Bus kippte um.

Schwer krachte er auf die Seite. Fenster gingen zu Bruch, das Innere verwandelte sich in ein Chaos aus verbogenem Blech, splitterndem Glas und herumfliegenden Teilen. Verstrebungen knickten wie Streichhölzer. Irgendwo bog sich noch ein Metallteil kreischend zusammen, dann war es ruhig. Die Fahrt der vier jungen Leute hatte ein Ende gefunden, wie sie es sich wahrhaftig nicht vorgestellt hatten…

***

Irgendwann hatte Sheila Conolly das Gefühl, die Decke würde ihr auf den Kopf fallen. Die Dunkelheit, die Angst, die Einsamkeit kamen noch hinzu. Sheila war dem Wahnsinn nahe. Doch da war noch der kleine John. Dieses unschuldige Kind, das sich so bewundernswert tapfer hielt und kaum weinte. Wenn, dann schaffte es Sheila schnell,

ihn wieder zu beruhigen. Sie hatte Johnny in ihre Pelzjacke eingewickelt. So lag der Kleine wenigstens warm, während in ihrem Körper die Kälte langsam hochstieg und Sheila mit den Zähnen klappern ließ. Der Vampir hatte sie nicht wieder besucht, und Sheila fragte sich immer stärker, was John und ihr Mann wohl unternehmen würden, um sie zu befreien. Aber hatten sie eine Chance?

Wieder nahm Sheila eine der ruhelosen Wanderungen auf. Ihre Schritte waren schleppend geworden. Die Muskeln verkrampft und steif vor Kälte. Physisch war Sheila Conolly dem Zusammenbruch nahe. Aber noch wollte sie keine Schwäche zeigen, noch hielt sie sich auf den Beinen, denn sie wußte, daß ihr Peiniger zurückkehren würde, und dann wollte sie ihm aufrecht gegenübertreten.

Er sollte keine gebrochene Frau vorfinden. Und Kalurac kam.

Das gleiche Spiel wiederholte sich. Hoch aufgerichtet blieb er auf der viertletzten Stufe stehen und schaute auf seine Gefangene hinab, die ihr Kind fest an sich gepreßt hielt. Sheila schien es, als hätte sein Gesicht einen noch triumphaleren Ausdruck angenommen. Wenig später wußte sie, daß der Blutsauger Grund hatte, sich zu freuen. »John Sinclair ist auf meine Forderungen eingegangen«, meldete er. »Er wird mir entgegentreten. So, wie ich es verlangt habe. Waffenlos!«

Sheila sagte nichts.

»Hat es dir die Sprache verschlagen?« höhnte Kalurac.

»Nein, aber noch haben Sie nicht gesiegt. John Sinclair wird sich zu wehren wissen.«

D. Kalurac lachte spöttisch. »Gegen mich ist er machtlos. Und er wird sich hüten, falschzuspielen, denn dann wird er dich nur noch als Leiche sehen.«

Abrupt drehte sich Sheila Conolly um. Sie zeigte damit an, daß sie das Gespräch für beendet hielt.

Kalurac richtete sich danach. Hohnlachend schritt er die Stufen wieder hoch. Hinter ihm fiel die Tür mit einem dumpfen Geräusch zurück ins Schloß.

***

Als erster rührte sich Robby.

Er war mit den Füßen unter einen der wenigen Sitze gerutscht und dort festgeklemmt. Durch einige ruckartige Bewegungen konnte er seine Beine befreien und rutschte sofort nach unten, wobei er mit den Füßen gegen eine Scheibe stieß. Der Bus war auf die rechte Seite gekippt. Um ihn verlassen zu können, mußte sich jeder von ihnen bis zur Tür hin hochhangeln. Ein verdammt schwieriges Unterfangen.

Robby sah sich um.

Christine lag dicht neben ihm. Sie hielt die Augen geschlossen und blutete an der Stirn. Dort hatte sie ein harter Gegenstand getroffen.

Wahrscheinlich eine Konservendose.
Robby bekam es mit der Angst zu tun. Er streckte die Hand aus und berührte Christines Wange. Das Girl stöhnte, öffnete die Augen.
»Alles okay?« fragte Robby.
»Mein – mein Kopf…«
Ein Fluch ertönte. »Verdammter Mist!« Das war Barry, der Hitzkopf. Eingeklemmt hing er in der Trittmulde.
»Hast du dir was gebrochen?« fragte Robby.
»Nein, glaube nicht.« Auf ihn war eine Liege gefallen, hatte ihn aber nicht verletzt.
Karen Black hatte die meisten Konserven abgekriegt. Der Berg war auf sie zugerollt, doch das junge Mädchen schützte ihren Kopf, so daß sie nur am Körper einige blaue Flecken hatte.
Barry übernahm die Initiative. »Da wollen wir mal rausklettern«, sagte er.
»Und wie?« erkundigte sich Robby.
»Durch die Tür, zum Henker.«
»Das mach mal vor, du Henker.«
Barry lachte heiser. »Werde ich auch. So leicht ist der alte Barry nicht totzukriegen.«
Er bewegte vorsichtig seinen Fuß und schaffte es, ihn aus der Klemme zu lösen. Dann begann die Hangelei.
Er mußte sich senkrecht hochschieben, um an die Tür zu gelangen. Zum Glück waren die Sitze nicht aus der Verankerung gerissen, und Barry fand hin und wieder einen festen Punkt, wo er sich abstützen konnte. Zweimal rutschte er trotzdem zurück.
Robby wühlte sich ebenfalls vor und legte sich halb quer, so daß sein Freund bei ihm etwas Halt fand.
Barry erreichte die Tür. Sie hatte noch eine altmodische Klinke. »Hoffentlich klemmt das Ding nicht«, keuchte Barry, als er die Klinke niederdrückte. Die Tür schwang auf.
Ehe sie wieder zurückfallen konnte, stoppte Barry sie mit seiner Hand. Er krallte seine zehn Finger um eine Kante, zog sich weiter und ließ sich kopfüber aus dem Bus rollen. Er landete auf weichem, moosigem Untergrund, blieb ein paar Sekunden still liegen, holte tief Luft und rief: »Alles okay. Ihr müßt es versuchen. Ich helfe euch!«
Barry stand auf. Er suchte die nähere Umgebung ab und fand einen passenden Ast. Dann schwang er sich wieder hoch, rollte über die Kante und reichte den Ast in den Bus. Christine war die nächste. Sie packte zu. Robby drückte gegen ihre Füße, und durch die tatkräftige Hilfe der beiden Männer gelang es dem Girl, ebenfalls den Bus zu verlassen. Auch Karen wurde auf die gleiche Weise ins Freie geschafft.
Blieb Robby. Er riß sich einen Winkelhaken in seine Cordhose, aber dann stand auch er draußen.

»Das wäre geschafft.« Barry Black wischte sich den Schweiß aus dem Gesicht.

Robby schimpfte. »Möchte nur mal wissen, wieso der Bus umgekippt ist.«

»Das werden wir gleich haben.« Barry knipste sein Feuerzeug an und untersuchte die Achsen. »Da, ein Bruch. Wie ich es mir gedacht habe.«

»Und was ist der Grund?« fragte Karen.

Barry suchte weiter. Plötzlich pfiff er durch die Zähne. »Wir sind gegen einen Grabstein gefahren.«

»Mein Gott«, flüsterte Christine. »Dies würde bedeuten, daß…«

»… der alte Friedhof in der Nähe ist«, vollendete Robby den Satz.

»Sag mal lieber, wir sind schon mitten drauf«, meinte Karen.

»Ich habe Angst«, flüsterte Christine und bewegte unruhig ihre Schultern, während sie sich vorsichtig umschaute. Die anderen gingen nicht auf ihre Bemerkung ein. Barry steckte das Feuerzeug ein.

»Dieser verdammte Grabstein«, sagte er. »Und ich dachte, die Dinger säßen locker.«

»Du bist eben in einem unglücklichen Winkel dagegen gefahren«, erklärte Robby. »Mag schon sein.«

Christine wollte nicht länger bleiben. »Laßt uns wieder zurückgehen«, schlug sie vor.

Barry lachte. »Jetzt, wo wir dicht vor unserem Ziel sind?« Er deutete nach vorn.

»Wir befinden uns hier auf dem alten Friedhof. Und Farrow hat uns erzählt, daß die Leichenhalle neben dem Friedhof liegen soll. Die Chance bekommen wir nie wieder. Wir gehen hin, schauen uns die Leichenhalle an und marschieren wieder zurück. Morgen sehen wir nach, ob die Karre irgendwie fahrtüchtig zu machen ist. Hat einer einen anderen Vorschlag?«

»Du kennst meine Meinung«, sagte Christine spröde.

»Und ihr?« fragte Barry.

Karen und Robby waren dafür, die Leichenhalle zu besichtigen.

Das Mädchen machte zwar kein begeistertes Gesicht, fügte sich aber der Mehrheit.

»Habt ihr eigentlich den Vampir vergessen?« fragte Christine.

Schweigen.

Dann hob Barry die Schultern, während sich die anderen mehr oder weniger verstohlen umsahen.

»Ich bin weiterhin der Meinung, daß sich da jemand einen dummen Scherz erlaubt hat. Mir kann man vieles erzählen, aber an Vampire glaube ich nicht.«

»Du mußte es ja wissen!« zischte Christine.

Robby versuchte zu vermitteln. »Die Girls können ja vor der Halle auf uns warten«, sagte er, »während wir hineingehen und uns mal

umsehen. Ist das ein Vorschlag?«

Sie einigten sich darauf.

Die vier Studenten gingen los. Sie duckten sich oftmals, da sie die tief hängenden Äste der Bäume unterqueren mußten.

Grasboden dämpfte ihre Schritte. Schon bald klebte faulendes Laub an ihren Schuhen. Hier und da schimmerte eine Steinplatte durch. Vergessene Gräber einer längst vergangenen Zeit.

Der Nebel hatte sich zurückgezogen. Die Luft war klar. Blaß wie eine kaum reife Zitrone stand der Vollmond am Himmel.

Ideales Wetter für Vampire.

Christine hatte sich an Barry geklammert. Immer wieder schaute sie sich um und rechnete damit, daß der Unheimliche jeden Augenblick wieder auftauchte.

Karen erging es nicht besser. Auch sie suchte bei ihrem Verlobten Schutz, allerdings machte sie ihrem Unbehagen nicht so sehr durch Worte Luft.

Plötzlich blieb Barry stehen. »Da ist ja die Leichenhalle«, sagte er und deutete nach vorn.

»Mann, ist das ein Bau!« staunte Robby Tisdale. »Den hätte ich in dieser Gegend wirklich nicht vermutet.«

Der Kuppelbau präsentierte sich wirklich beeindruckend vor den Augen der vier Betrachter. Voll warf der Mond seinen Schein auf die Leichenhalle und ließ die Steine grünlich schimmern. Schimmel und Mikroorganismen hatten eine Schicht über die Kuppel gezogen, dagegen wirkten die Mauern schwarz und verbrannt.

»Es ist doch unheimlich«, meinte Karen Black. »Irgendwie fürchte ich mich.«

Die anderen gaben keine Antwort. Nur Barry meinte: »Kommt, laß uns näher herangehen.«

Christine folgte nur zögernd. Als sie auf Karens Höhe war, raunte sie: »Da wird bestimmt etwas passieren. Ich fühle es genau. Und ich habe Angst.«

Es war still, unnatürlich still. Die vier Studenten hörten das Klopfen ihrer Herzen. Vor den dicken Mauern blieben sie stehen. Mit dem Finger trommelte Barry dagegen.

»Die sind für eine Ewigkeit gebaut«, sagte er.

Robby hielt inzwischen Ausschau nach einer Tür. Er sah keine. »Wenn ich nur wüßte, wo der Eingang oder…«

»Wir gehen mal um den Bau herum«, schlug Barry vor. Hintereinander schritten die Studenten durch die Dunkelheit. Sie hatten die beiden Mädchen in die Mitte genommen. Auch Robby und Barry war es nicht gerade wohl zumute, aber wenn sie jetzt einen Rückzieher machten, würden sie hinterher ausgelacht.

Robby sah die Tür zuerst. »Da müssen wir rein!« rief er. Rasch war

Barry an seiner Seite. »Die sieht aus wie neu.«
»Ist vielleicht nachträglich eingebaut worden.«
»Möglich.«
Robby drückte die Klinke. »Es ist offen«, meldete er. »Komm, Barry.«
»Wir bleiben nicht länger als zehn Minuten weg«, versprach Barry den Mädchen und machte sich daran, seinem Freund in die stockdunkle Leichenhalle zu folgen.
»Wenn das nur gutgeht«, murmelte Christine erstickt…

***

Fast hätte ich den Leichenwagen verfehlt!
Im letzten Augenblick entdeckte ich das Gefährt am Straßenrand. Scheinwerfer blinkten zweimal auf. Das Erkennungszeichen.
Ich verringerte die Geschwindigkeit, indem ich stotternd bremste. Knapp hinter dem Leichenwagen brachte ich den Bentley zum Stehen.
Im Innenspiegel sah ich das Gefährt. Er hatte hohe Räder, deren Radkappen im Mondlicht glänzten. Ich hoffte, einen Blick in das Führerhaus werfen zu können, doch hinter den Scheiben rührte sich nichts. Keine Bewegung, kein Schatten.
Ich setzte zurück. Jetzt erst entdeckte ich den schmalen Weg, der von der Straße aus in das Gelände führte. Weg war eigentlich übertrieben, denn das, was vor mir lag, war nur ein Pfad. Dicht neben der Einmündung des Pfads ließ ich meinen Bentley stehen, öffnete die Tür und verließ den Wagen.
Keiner empfing mich, niemand wartete auf mich. Kalt führ der Wind unter meine schwarze Wildlederjacke. Ich hatte mich bewußt nicht mit einem Mantel belastet, so war ich beweglicher.
Ich versuchte, das hinter dem Wagen liegende Dunkel mit Blicken zu durchdringen, doch ich sah nur die Schatten einer Buschreihe und den Rand eines Waldgebietes.
Wo steckten die Vampire?
Ich bohrte beide Hände in die Hosentaschen, schritt langsam auf den Leichenwagen zu. Dann bog sich Gras unter meinen Sohlen, und schließlich blieb ich neben der eckigen Kühlerhaube stehen. Der Wagen parkte etwas schräg. Er hatte dunkle Scheiben. Entweder hingen Tücher davor, oder die anderen hatten das Glas schwarz angestrichen.
Es war mir egal.
Aus Richtung London näherten sich zwei Lichter. Mal waren sie verschwunden, mal tauchten sie wieder auf.
Schließlich hörte ich das Brummen eines Motors, und wenig später radierten die gewaltigen Reifen eines Lastwagens an mir vorbei. Rücklichter verschwanden in der Ferne.
Es wurde wieder still.

Ich glaubte nicht, daß mich meine Gegner genarrt hatten, dafür war ihnen die Sache viel zu ernst, und schon im nächsten Augenblick sah ich sie. Sie kamen von oben. Aus der Luft.

Zwei gewaltige Schatten verließen das dunkle Grau der Nacht. Die Luft trug die Monster, und sie schwebten auf mich zu. Unwillkürlich zog ich den Kopf ein, meine Hand rutschte automatisch unter die Jacke. Es war eine leere Geste. Mir fiel ein, daß ich waffenlos war. Ich verfolgte sie mit meinem Blick.

Noch kreisten die beiden Riesenfledermäuse über mir, wollten mich narren, aber im nächsten Moment stieß die erste dem Boden zu. Ihr Ziel war ich.

Innerhalb von Sekundenbruchteilen nahm ich das Bild in mir auf. Das gewaltige Monster, der kleine Kopf, das aufgerissene Maul und die spitzen Zähne. Ich duckte mich.

Der Flugvampir legte die Flügel an, verwandelte sich in einen Pfeil und schnellte los.

Verdammt, die Bestien wollten mir ans Leder. Hart stieß ich mich ab und flog in ein Gebüsch. Über mir spürte ich den wilden Luftzug, dann brachen die Zweige unter meinem Gewicht. Ich landete im Dreck. Feuchtes Laub drang mir in den Mund. Ich spuckte, drehte mich um die eigene Achse, wiederholte den Vorgang, brach aus dem Gebüsch hervor und sprang auf die Füße.

Von der Seite flog die zweite Fledermaus an. Sie stieß krächzende Laute aus, die mir wie Hohngelächter in den Ohren klangen.

Wieder ging ich auf Tauchstation. Dicht über mir fegte der Blutsauger hinweg. Seine Krallen rissen noch an meiner Lederjacke, dann war er vorbei.

Ich sprang auf.

Wie ein Komet stieg die zweite Fledermaus in den nachtdunklen Himmel, während sich die erste bereits zurückverwandelt hatte. In einen Mensch-Vampir.

Es war ein häßliches Geschöpf, das mir da gegenüberstand. Ich empfand einen Schrecken, denn noch nie in meinem Leben hatte ich einen glatzköpfigen Blutsauger gesehen. Er wirkte noch schlimmer mit seinem breiten Schädel, den geöffneten Lippen und den nadelspitzen Zähnen. Ich war waffenlos.

Meine Blicke kreisten. Ich wollte nicht, daß mir der zweite Untote in den Rücken gelangte, doch er flog nur noch eine Schleife, senkte sich dem Boden zu und verwandelte sich ebenfalls zurück.

Er sah genauso aus wie sein Kumpan.

Mir wurde klar, daß ich es hier mit Brüdern zu tun hatte. Sogar mit Zwillingsbrüdern, die mich auf deutsch anredeten. Ich verstand die Sprache. Schließlich lebte mein Freund und Kollege, Kommissar Mallmann, in Deutschland. Der Blutsauger sprach Wiener Dialekt, und

ich wußte nun, daß ich es mit österreichischen Vampiren zu tun hatte.

Kalurac betrieb das grausame Geschäft international. Wenn er wirklich die Vampire Europas vereinigen wollte – und es sah ganz so aus, als hätte er es fast schon geschafft –, dann sah ich schwarz. Wir hatten kaum die Mittel, um dagegen anzugehen.

Auch ich war machtlos. Ohne Waffen fühlte ich mich nackt. Ein verdammt mieses Gefühl…

Und das wußten auch die Vampire. Hohnlachend blickten sie mich an. Vielleicht hatten sie schon von mir gehört, so daß es für sie jetzt eine Freude sein mußte, mir gegenüberzustehen. Denn ich war ihnen unterlegen.

Irgend etwas führten sie im Schilde, das ahnte ich. Ohne mich vorher zu rupfen wollten sie mich wohl nicht zu ihrem Herrn und Meister bringen. Wahrscheinlich deshalb auch die Machtdemonstration vorhin.

Ich wollte die Sache beschleunigen und sprach die beiden Vampire direkt an.

»Sollt ihr mich nicht zu eurem Meister bringen?«

Der rechts von mir Stehende lachte. »Geduld, John Sinclair, Geduld. Gönn uns doch unseren Spaß.«

»Aber nicht, wenn er auf meinen Knochen geht.«

»Du kannst dich nicht wehren. Denn du bist waffenlos.« Ja, da hatte er recht. Aber ich war nicht kampfunfähig. Und das bewies ich ihm, als er mich angriff.

Er sprang auf mich zu. Mit ausgestreckten Armen und mit zu Fäusten geballten Händen. Von Kampftechnik hatte er aber noch nie etwas gehört.

Geschickt wich ich aus und trat ihm blitzschnell die Beine unter dem Körper weg.

Der Vampir krachte gegen den Wagen, wirbelte sofort wieder herum, als ich ihm schon die Handkante in den Nacken hieb. Er war kein Mensch, und er verspürte keinen Schmerz. Aber die Wucht reichte aus, um das untote Lebewesen zu Boden zu schleudern, während ich zur Seite sprang und mich dem zweiten Vampir zuwandte. Der hob den rechten Arm.

»Es reicht«, sagte er. »Mein Bruder Gorum wollte seinen Spaß haben und hat eine Lehre bekommen. Auch ein unbewaffneter John Sinclair ist nicht zu unterschätzen.«

»Du sagst es!« knirschte ich.

Gorum stand auf. Er schüttelte den Kopf wie ein angeschlagener Boxer. Dann drehte er mir das Gesicht zu und fixierte mich aus seinen kleinen, gletscherkalten Augen. Bewußt provozierend sagte ich: »Wir können gern in die zweite Runde gehen.«

Damit war der zweite Vampir nicht einverstanden. »Nein!« peitschte

seine Stimme. »Wir fahren. Der Meister soll nicht zu lange warten.«

Der andere Vampir folgte nur widerwillig. Er ging auf das Führerhaus zu und zog die Tür auf. Dabei warf er mir immer wieder gefährliche Blicke zu. Man bedeutete mir, einzusteigen. »Wo?« fragte ich.

»Hinten.« Gorums Bruder zeigte auf die dritte Tür. »Beeil dich, Vlado!« rief der Vampir vom Führerhaus her. Jetzt kannte ich die beiden Namen der Blutsauger. Der Untote klappte die hintere Tür hoch. Eine schwache Birne warf ihr Licht in den Laderaum, und ich prallte unwillkürlich zurück.

Vor mir stand ein Sarg! »Ich soll da rein?« fragte ich. »In den Sarg?«

»Ja«, antwortete Vlado, und ein gemeiner Zug umspielte seine wulstigen Lippen.

»Nein!«

»Der Meister hat es befohlen.«

Ich schüttelte den Kopf. »Es interessiert mich nicht, was dein Meister befohlen hat. Ich komme zu ihm, das stimmt. Aber wie und auf welche Weise, das lasse ich mir nicht vorschreiben.«

»Denk an die Frau und das Kind!«

Ich winkte ab. »Kalurac will mich. Er kann mich haben. Aber nicht in einem Sarg.«

Gorum meldete sich. »Was ist?«

»Er will nicht in den Sarg!«

»Dann zwing ihn doch!« schrie Gorum.

Leise sagte ich: »Du kannst es versuchen, Vlado. Vielleicht gewinnst du auf die Dauer, vielleicht auch nicht. Auf jeden Fall würde sich der Transport verzögern. Ich weiß nicht, wieviel Zeit dein Herr und Meister hat.«

Er überlegte und nickte dann. »Ich nehme den Sarg heraus.«

Vlado bückte sich, packte die Totenkiste an den Griffen und zog sie von der Ladefläche. Dann schaffte er den Sarg zwischen zwei Büsche.

Das gefiel mir schon besser.

»Steigst du jetzt ein?«

»Ja.«

Ich kletterte auf die Ladefläche, zog den Kopf ein und setzte mich hin.

Hart knallte der Vampir die Tür zu. Das letzte, was ich von ihm sah, war ein triumphierendes Grinsen.

Wenig später brummte der Motor auf, und dann setzte sich der Leichenwagen schaukelnd in Bewegung.

Eine tintige Finsternis hüllte mich ein. Instinktiv lehnte ich mich zurück, da hörte ich es zischen. Gas!

Diese Blutsauger wollten wirklich ganz sichergehen…

***

Irgendwo in der Nähe schrie ein Nachtvogel. Es war ein klagendes Geräusch, das den beiden Frauen eine Gänsehaut über den Rücken jagte.

Sie blickten sich an. Karen hatte sich noch mehr in der Gewalt als Christine. Sie versuchte, Christine Mut zu machen. »Robby und Barry werden schon bald zurückkommen. Die halten sich bestimmt nicht länger als nötig in dem Ding da auf.«

»Hoffentlich.«

Christine sah sich immer wieder um. »Ich kann den Vampir einfach nicht vergessen«, sagte sie. »Der war echt, Karen, glaube mir.«

Karen schüttelte den Kopf.

Sie hatte ihre Haare hochgesteckt. Eine Klammer hielt die Flut. »An Vampire glaube ich nicht. So etwas gibt es doch nur in Horrorromanen.«

»Aber du glaubst an Geister!« Christine ließ nicht locker.

»Nein.«

»Warum hast du denn dann die Tour mitgemacht?«

»Weil ich Robby einen Gefallen tun wollte. Nur deshalb.«

Christine lachte leise. »Dann glaubt er also an Geister und Gespenster?«

»Kaum. Aber er liebt den Nervenkitzel. Er mag es, in alten Schlössern und Burgen herumzustromern. Aber wenn du solche Angst hast, Christine, warum bist du denn mitgefahren?«

»Frag mich mal.« Christine ging einen halben Schritt zur Seite und starrte angestrengt in die Dunkelheit.

»Ist irgendwas?« fragte Karen.

Christines Antwort kam flüsternd. »Ich glaube, ich habe da eine Gestalt gesehen.«

»Wo?« Karen drehte sich.

»Dort, wo der alte Friedhof liegt. Da hat sich was bewegt. Das ist bestimmt der Vampir von vorhin.«

Sie bekräftigte die Worte mit einem Nicken, während ihre Stimme zitterte. Diese Ungewißheit, die Dunkelheit, die unheimliche Umgebung, all das war eigentlich nichts für Christine. Wenn sie ehrlich war, dann hatte sie sich noch nie in ihrem Leben so unwohl gefühlt wie jetzt, in diesem Augenblick.

Sie hoffte, daß alles schnell vorbeiging. Und sie hoffte, sich getäuscht zu haben.

Plötzlich zuckte sie zusammen und stieß einen leisen Schrei aus. Jemand hatte sie an der Schulter berührt.

»Sei doch nicht so nervös«, sagte Karen. »Mann, du bist ja ein richtiger Angsthase.«

»Ach, hör auf. Ich wollte, die beiden wären schon wieder zurück. Hast du die Gestalt wirklich nicht gesehen?«

»Nein, wenn ich es dir sage. Du hast dich getäuscht. Deine Fantasie ist wieder mit dir durchgegangen.«

»Nein, sie hat sich nicht getäuscht!«

Jetzt fuhren beide Frauen mit einem Schrei herum. Christine preßte ihre Hand in Brusthöhe gegen das Herz, während Karen vor Schreck stumm war und den Mund im ersten Augenblick nicht mehr zu bekam.

Vor ihnen stand eine Frau. Rote Haare, ein grünes Kleid mit ovalem Ausschnitt, der die Ansätze ihrer Brüste sehen ließ. Sie hatte ein bleiches, starres Gesicht, in dem nur die Augen zu leben schienen. Die waren es, die Karen und Christine fixierten.

Karen fand als erste die Sprache wieder. »Lieber Himmel, haben Sie uns erschreckt!« stöhnte sie.

Sie bemerkte nicht, daß die Fremde bei dem Wort Himmel zusammenzuckte, sich aber schnell wieder in der Gewalt hatte.

»Ich bin Rebecca«, sagte sie.

»Karen – Christine.«

»Ihr seid freiwillig gekommen?« fragte Rebecca.

»Ja. Unser Bus hatte Achsenbruch. Wir sind hier in der Nähe liegengeblieben und fanden die Leichenhalle. Auch Mr. Farrow hat uns von der Halle berichtet. Wir wollten sie uns sowieso einmal ansehen.«

Karen plapperte munter drauflos. Sie wußte auch nicht, warum sie das tat, wahrscheinlich, um ihre Angst zu unterdrücken. Sie schloß ihre Erzählung jedoch mit einer Frage ab.

»Frieren Sie eigentlich nicht, Rebecca?« Dabei deutete sie auf die beiden kurzen Kleiderärmel.

»Nein.«

»Und warum nicht?«

»Tote können nicht mehr frieren«, erwiderte die rothaarige Rebecca.

Es dauerte einige Sekunden, bis Christine und Karen die Worte begriffen hatten. Christine schüttelte nur den Kopf, und ihre Lippen formten dabei lautlos Worte.

Karen versuchte zu lächeln, doch es wurde nur eine Grimasse daraus. »Sie – Sie scherzen doch?«

Rebecca lächelte hintergründig und faßte nach Christines Hand. Das Girl zuckte unter der eiskalten Berührung zusammen und wich unwillkürlich zurück.

»Hast du Angst?« fragte Rebecca. Christine nickte.

Karen faßte Mut. »Sagen Sie uns endlich, was hier gespielt wird, Rebecca.«

»Du kannst ruhig du zu mir sagen, denn bald sind wir Schwestern.«

Jetzt wurde es auch Karen unheimlich. Was meinte diese Frau damit? Wenn doch nur die beiden Männer wieder zurückgekommen wären, dann hätte alles anders ausgesehen. So aber mußten sie hier

stehenbleiben und sich mit der fremden Frau unterhalten. Diese Fremde, die eine Kälte ausströmte, wie sie Karen noch nie erlebt hatte. So fühlten sich Tote an. Aber hatte die Frau nicht gesagt…

Panik flackerte in Karens Augen auf. Doch ehe sie etwas sagen konnte, übernahm Rebecca die Initiative.

»Kommt mit«, sagte sie, »ich möchte euch etwas zeigen.«

»Wir können nicht.« Karen schüttelte den Kopf. »Wir warten auf unsere beiden…«

»Ich weiß, auf wen ihr wartet. Zu ihnen will ich euch führen.«

»Zu Barry und Robby?« fragte Christine schrill. »Ich weiß nicht, wie sie heißen, aber sie haben mich bereits kennengelernt.«

Schon längst schrillte die Alarmglocke in Karens Hirn. Am liebsten wäre sie mit Christine geflüchtet, aber sie konnten ihre Freunde nicht im Stich lassen. Irgend etwas war geschehen! Ob es mit dem Auftauchen des Vampirs zusammenhing? War diese rothaarige Frau vielleicht ein Vampir? Hatte sie nicht gesagt, daß sie schon längst tot war? O Gott, wie sollte das noch alles enden?

»Kommt«, lockte Rebecca, »kommt mit. Es ist wirklich interessant, was ich euch zu zeigen habe.«

Christine schüttelte den Kopf. Sie wollte nicht so recht, doch Karen faßte sie am Arm und flüsterte scharf: »Denk an Robby und Barry!«

Da ließ sich auch Christine überzeugen. Die rothaarige Rebecca machte es geschickt. Sie schob sich zwischen die beiden Mädchen und hakte sich bei ihnen unter. Sowohl Christine als auch Karen zuckten zusammen, als sie die eiskalte Haut auf der ihren spürten. Schauer liefen über ihren Rücken. Rebecca Ceprac, aus der Wiener Vampirfamilie, bemerkte es wohl, sagte jedoch nichts. Sie wußte, daß ihr diese beiden Frauen nicht mehr entkommen würden. Bewußt war sie allein gegangen, hatte die verbündete Mortimer-Sippe aus England zurückgehalten und auch ihren Vater Carl Ceprac. Die beiden Brüder Gorum und Vlado waren ja unterwegs, um den Geisterjäger John Sinclair abzuholen.

Der alte Ezra Mortimer und seine drei Söhne lauerten irgendwo in der Umgebung. Sie behielten den Friedhof und den Kuppelbau genau im Auge und lauerten auf jeden Ankömmling. Einer der Mortimer-Söhne war es auch gewesen, der sich auf das Dach des Busses fallen lassen und die Insassen in Panik versetzt hatte.

Die rothaarige Rebecca schritt mit den beiden Frauen nicht auf die Tür zu, durch die die beiden jungen Männer verschwunden waren, sondern ging um die Leichenhalle herum.

»Wo führen Sie uns hin?« Karen stemmte sich gegen den Griff.

Rebecca drehte den Kopf. »Laßt euch überraschen. Ihr werdet eure Freunde bestimmt wiedersehen, das verspreche ich. Sie fühlen sich wohl bei uns.«

Karen und Christine glaubten der Untoten kein Wort, aber die Angst und die Sorge um Robby und Barry erstickten jeden Widerstand im Keim. Und so gingen sie weiter, mit klopfendem Herzen.

Sie näherten sich Schritt für Schritt dem Verderben. Als sie ein Stück gegangen waren, stoppte Rebecca. Erst bei genauerem Hinsehen erkannten die beiden Girls die schmale, in das Mauerwerk eingelassene Tür. Sie war kaum breiter als die Schultern eines normal gewachsenen Mannes.

Rebecca lächelte wissend und klopfte dreimal gegen die Tür. Das Zeichen.

Von innen wurde sie aufgezogen. Die Angeln quietschten erbärmlich, mit der Unterkante schabte die Tür über den Boden. Als sie halb offenstand, kam sie zur Ruhe. Ein düsteres Zwielicht gähnte den beiden jungen Mädchen entgegen. Irgendwo mußten sich Fackeln befinden, denn der auf und ab tanzende Schein konnte eigentlich nur von einem offenen Feuer stammen. Der flackernde Schein schuf eine unheimliche Atmosphäre, die genau zu dieser Leichenhalle paßte.

Die Mädchen hatten die Person nicht gesehen, die ihnen die Tür öffnete. Eine nie gekannte Furcht umkrallte ihre Herzen, schien sie zusammenzudrücken und erschwerte das Atmen. Es war nackte Angst…

Christine und Karen zögerten. Christine wich sogar einen Schritt zurück, doch Rebecca zog sie auf die Tür zu. »Nein…«, flüsterte Christine.

»Denk an Barry«, sagte Karen leise. Ihr war auch nicht gerade wohl zumute, und sie wäre ebenfalls am liebsten davongelaufen, aber sie mußte wissen, was mit ihrem Verlobten geschehen war.

Längst waren sich beiden Mädchen darüber im klaren, daß sie es hier nicht mit normalen Menschen zu tun hatten. Sie ahnten aber auch, daß es für eine Flucht zu spät war. Rebecca zog sie in das Leichenhaus.

Einen Schritt, den zweiten – die Mädchen überschritten die Schwelle. Hinter der Tür lauerte Carl Ceprac. Er schlug sie zu.

Es gab ein hartes Geräusch. Christine und Karen zuckten zusammen. Sie schauten jedoch nicht zurück, sondern bannten ihre Blicke an dem fest, was sie vor sich sahen. Es waren zehn Särge!

Ein elfter, prunkvoller, mit Silber verzierter schwarzer Sarg stand erhöht auf einem Steinpodest. Der interessierte die beiden Mädchen nicht. Und auch nicht die acht anderen Särge, die leer waren. Nur die beiden, die ganz links außen standen und vom Licht einer Wandfackel gestreift wurden.

Diese Särge waren nicht leer. In ihnen lagen zwei junge Männer. Barry und Robby!

***

Das Gas mußte mit großem Druck aus den feinen Düsen strömen, denn es breitete sich ungeheuer schnell aus. Es verteilte sich in meinem engen Gefängnis, und ich hatte schon nach wenigen Sekunden Atembeschwerden.

Hastig kroch ich in Richtung Tür, wo die Luft noch etwas besser war. Ich saugte die Lungen voll und hielt den Atem an. In der Dunkelheit unternahm ich den Versuch, die Tür von innen zu öffnen. Ein sinnloses Unterfangen. Als »Erfolg« brach ich mir einen Fingernagel ab. Die Fenster!

Wenn ich sie einschlagen konnte, dann strömte das Gas nach draußen, und die frische Luft wirbelte ins Wageninnere. Ich hoffte nur, daß sie kein Panzerglas verwendet hatten. Ich winkelte den Arm an, dann schlug ich zu. Der Schmerz zuckte bis zur Schulter, aber die Scheibe hielt. Zudem wurde mir die Luft knapp. Außerdem hatte ich schon zuviel von dem Zeug eingeatmet, so daß ich die Schwäche spürte, die durch meine Glieder zog. Ein zweiter Versuch.

Alle Kraft legte ich in den Hieb. Mein Ellbogen dröhnte gegen die Scheibe – und es zeigten sich Risse. In meinem rechten Arm aber wühlte der Schmerz. Ich biß die Zähne zusammen, daß es knirschte, und hütete mich, den Mund zu öffnen und etwas von dem Zeug einzuatmen. Jetzt der dritte Schlag.

Wieder winkelte ich den Arm an, hämmerte den Ellbogen gegen die Scheibe und sah das Loch. Das Glas bröckelte aus der Fassung. Ich konnte es nun leicht herausstoßen. Frische Nachtluft zog in den Wagen und wehte winzige Glaskrümel mit hinein.

Die beiden Vampire schienen von meinen Bemühungen nichts bemerkt zu haben, denn das schmale Rückfenster der Fahrerkabine blieb nach wie vor verhangen. Ich streckte den Kopf aus dem offenen Fenster und atmete einige Male tief durch.

Das tat gut. Die Luft war Balsam für meine gequälte Lunge.

Noch immer fuhren wir durch Wald. Hin und wieder sah ich Nebelfetzen zwischen den Bäumen hängen. Dann wurde die graue Suppe dichter, und ich konnte nichts mehr erkennen. Doch rasch verschwand der Nebel wieder.

Ich dachte an den kleinen Sender in meinem Mund und hoffte inständig, daß er weiterhin seine Impulse aussandte.

Die schlechte Wegstrecke strapazierte die Federung des Leichenwagens. Die Vampire achteten nicht darauf, ob sie vom Weg abkamen, die hohen Räder knickten Büsche und kleinere Sträucher. Gorum und Vlado konnten es wohl nicht erwarten, mich so rasch wie möglich zum Ziel zu bringen.

Ich zog mich wieder in den Wagen zurück und suchte die Stelle, wo das Gas ausgeströmt war.

Das Zischen hatte aufgehört.

Die Untoten nahmen wohl an, daß ich bewußtlos auf der Ladepritsche lag. Und sie wollten sich überzeugen.

Das schwarze Tuch glitt zur Seite. Eines der beiden häßlichen Gesichter wurde sichtbar.

Ich grinste die Vampirvisage an.

Innerhalb einer Sekunde veränderte sich der Ausdruck. Aus Triumph wurde Wut.

Sinnlose Wut und maßlose Enttäuschung.

Dann wurde das Fenster wieder verdunkelt. Ich rechnete damit, daß der Wagen stoppte, doch die Blutsauger fuhren weiter. Sie hatten sich die Sache zu einfach vorgestellt, denn so leicht ließ ich mich nicht zu Boden zwingen. Im Laufe der Jahre hatte ich oft in so gefährlichen Situationen gesteckt, daß sich die Kreativität bei mir überdurchschnittlich entwickeln konnte. Fast immer hatte ich eine Möglichkeit gefunden, mich aus solchen prekären Lagen zu befreien. Und wenn es mir nicht gelang, dann waren meine Freunde da. Wie Suko oder Bill Conolly. Schon mehr als einmal hatten wir uns gegenseitig das Leben gerettet.

Plötzlich verringerte der Vampir die Geschwindigkeit. Für mich ein Zeichen, daß wir unser Ziel bald erreicht hatten.

Wieder schaute ich aus dem Fenster. Der Nebel war verschwunden, der Mond hatte freie Bahn und konnte sein fahles Licht auf die Erde streuen. Und auf einen alten Friedhof.

Ich sah Grabsteine in unregelmäßigen Abständen aus der feuchten Erde ragen, Trauerweiden, Pappeln, Büsche und einen umgekippten Reisebus. Ein Bus in dieser Gegend?

Sollten die Blutsauger noch weitere Opfer an diesen gottverlassenen Ort gelockt haben?

Ich spürte den Kloß, der plötzlich in meinem Magen lag. Wenn die Annahme stimmte, dann besaßen die Untoten weitere Trümpfe, und meine Situation verschlechterte sich dadurch. Der Leichenwagen fuhr jetzt in eine Rechtskurve und wurde quer über den alten Friedhof gesteuert. Ein Kuppelbau geriet in mein Blickfeld. Irgendwie erinnerte er mich an eine Sternwarte, die ich mal besichtigt hatte. Das Dach schimmerte grünlich im Mondlicht, während die Mauern schwarz und verbrannt aussahen. Vielleicht war dieser an eine Sternwarte erinnernde Kuppelbau die Leichenhalle des Friedhofs. Wenn ja, konnte ich mir ein idealeres Versteck für die Blutsauger nicht vorstellen. Der Leichenwagen stoppte.

Türen klappten, die Vampire stiegen aus. Ein Schlüssel kratzte im Schloß der hinteren Tür. Sie wurde hochgeklappt. »Aussteigen!«

»Wurde auch Zeit, denn sehr bequem ist es in dieser Karre wahrhaftig nicht!«

»Du wirst bald noch viel unbequemer liegen, Sinclair!« zischte man

mir ins Gesicht.
Ich wußte nicht, ob der Kerl, der die Worte gesprochen hatte, Gorum oder Vlado war. Auf jeden Fall faßte er nach meinem Arm und wollte mich rausziehen. Ich schlug ihm auf die Pfote.
»Keine Angst, ich bin noch gelenkig genug und lasse mich nicht von jedem anfassen!«
Der Vampir wollte sich auf mich stürzen, überlegte es sich aber im letzten Augenblick und trat zur Seite.
Der andere sagte: »Da hinein!« und deutete auf den Kuppelbau. Ich schritt los. So sicher, wie ich mich gab, fühlte ich mich wahrhaftig nicht. In wenigen Minuten würde ich D. Kalurac, der sich selbst als Draculas Neffe bezeichnete, gegenüberstehen. Und dann würde es sich zeigen, wer der Stärkere war. Er oder ich!

***

Zuerst begriffen die beiden Mädchen gar nicht richtig, wer in den Särgen lag. Zu schlimm war der Schock. Christine packte es zuerst. Sie stöhnte auf, begann am gesamten Körper zu zittern. Ihre Knie gaben nach, und dann fiel sie mit einer spiralförmigen Bewegung zu Boden. Christine wurde bewußtlos.
Karen half ihr nicht. Vielleicht hatte sie auch gar nicht mitbekommen, was mit ihrer Freundin geschehen war. Sie starrte nur unverwandt auf die beiden Särge. »Barry – Robby…«, hauchte sie.
Zögernd trat sie einen Schritt vor, dann noch einen. Ein von wildem Schmerz geprägter Ausdruck zeichnete sich auf ihrem Gesicht ab. Hilflosigkeit und Angst waren in ihren Augen zu erkennen.
Aber hier hatte niemand Mitleid.
Auch nicht Rebecca. »Sieh sie dir genau an«, zischte sie leise in Karens Ohr. »Sie werden bald zu uns gehören, sie sind ebenso in unsere Falle gelaufen wie ihr.«
Karen begriff. Sie wandte den Kopf, so daß sie in Rebeccas Gesicht schauen konnte.
Die rothaarige Untote lächelte. Und jetzt zog sie die Lippen zurück. Dabei zeigte sie nicht nur ihre normalen, prächtig gewachsenen Zähne, sondern auch die beiden Vampirhauer, die weit überstanden und glänzten. »O nein«, ächzte Karen.
Rebecca lachte widerlich. »Ja, meine Liebe, du bist hier von Vampiren umgeben. Du, deine Freundin und die beiden bewußtlosen Männer. Ihr seid freiwillig gekommen, uns direkt in die Arme gelaufen, und wir werden dieses Glück voll ausnutzen.«
Karen schluckte. Sie wunderte sich, daß sie noch nicht ohnmächtig geworden war, und sie konnte sich nicht erklären, woher sie überhaupt noch die Kraft fand, sich so zu beherrschen. »Ihr – ihr wollt uns alle zu Vampiren machen?« stammelte sie.

»Das hatten wir vor.«

»Aber – es gibt doch keine Vampire. Das sind doch Phantasiegeschöpfe. Vampire erscheinen immer nur in Romanen oder Filmen. Ihr – ihr habt euch verkleidet.«

»Du denkst wie alle Menschen. Arrogant und überheblich. Aber laß dir gesagt sein, es gibt uns. Und wir werden immer mehr, stündlich, täglich. Bald beherrschen wir das Land, dann einen ganzen Erdteil, später die ganze Welt. Das ist unser Ziel, und wir werden es erreichen, das schwöre ich dir beim Anblick des Schwarzen Grafen.«

Karen wollte noch eine Frage stellen, doch in diesem Augenblick begann sich Robby zu bewegen. Robby, Karens Verlobter.

Er stöhnte, öffnete die Augen und richtete sich auf. Wie eine Speerspitze schnitt das Stöhnen des jungen Mannes in Karens Herz.

»Robby!« rief sie und wollte zu ihm stürzen. Da hielten sie zwei Hände fest. Eiskalte Totenhände mit der Kraft der Hölle.

Verzweifelt wand sich Karen in dem Griff, doch der Vampir ließ sie nicht los. »Los, hol ihn dir, Rebecca!« Und Rebecca ging vor. Schritt mit aufgerissenem Mund auf den Sarg zu, um ihre schaurige Mahlzeit zu halten. Karen schrie.

Rebecca aber bückte sich, zog den immer noch halb bewußtlosen Robby Tisdale zu sich heran und näherte sich mit ihren Zähnen seinem Hals…

***

Ich hörte den Schrei!

Sheila! Der Gedanke durchzuckte mich wie ein elektrischer Stromstoß. Sofort lief ich schneller. Meine beiden Begleiter versuchten mich festzuhalten, doch ich kam ihnen zuvor. Unter den zupackenden Händen tauchte ich weg und schlug aus der Drehung heraus zu.

Beide rollten sie über den Boden. Ich war in diesen Momenten wieder zu einem gefährlichen Fighter geworden, denn jetzt ging es um das Leben eines Menschen. Wo die Tür war, wußte ich. Schon riß ich sie auf.

Einen Herzschlag später drang ich ein in die düstere Leichenhalle, die von flackernden Fackeln erhellt wurde und eine gespenstische und makabre Szene enthüllte. Die Frau, die geschrien hatte, war nicht Sheila, sondern ein rothaariges Mädchen, das von einem älteren Vampir daran gehindert wurde, sich auf einen Mann im Sarg zu stürzen, um ihm gegen eine ebenfalls rothaarige Vampirin zu helfen. Dieses Weib hatte den jungen Mann halb aus dem Sarg gezogen und war im Begriff, ihm den Vampirkuß zu geben. Ich kam gerade im rechten Augenblick.

Mein plötzliches Erscheinen hatte die Untote abgelenkt. Sie ließ den jungen Mann in Ruhe und drehte mir den Kopf zu. Häßlich war ihr

Gebiß anzusehen. Die Augen rollten, und in ihnen leuchtete der Haß. Ich sprang.

Mit den Füßen zuerst hechtete ich über die Särge. Meine Schuhe trafen die rothaarige Untote in Höhe der Brust und schleuderten das Weib zurück.

Die Vampirin fiel auf den Rücken, drehte sich aber zur Seite und sprang fauchend hoch.

Wie gesagt, ich hatte keine Waffen. Dafür aber meine Fäuste. Und die setzte ich ein. Schulmäßig kamen die Schläge, so daß das rothaarige Teufelsweib keine Chance hatte, mir an die Kehle zu gehen.

Aber da waren noch die anderen. Vor allen Dingen meine beiden Begleiter. Von hinten griffen sie mich an. Ich erhielt einen heftigen Stoß ins Kreuz. Die Wucht trieb mich zu Boden. Instinktiv rollte ich mich herum, zog meine Beine an und ließ sie wieder vorschnellen.

Einer der Vampir-Zwillinge wurde von meinem Tritt zurückgeschleudert und ging mit rudernden Armen zu Boden. Den nächsten schaffte ich nicht. Er sprang mich an und drückte mich mit seinem Gewicht zu Boden. Plötzlich kriegte ich keine Luft mehr. Die Finger des Vampirs hatten meine Kehle gefunden. Ich versuchte, den Griff zu sprengen, aber der Untote hatte verdammt viel Kraft. In meinen Ohren rauschte es. Wie durch Watte gefiltert hörte ich das Schreien der übrigen Vampire. Ich warf mich hin und her, bis der zweite Vampir meine Beine festhielt. Jetzt hatten sie mich!

Wehrlos mußte ich zusehen, wie sich die beiden Zähne meinem Hals näherten. Ich stieß mit der Stirn vor, doch der Vampir war schlau und nahm hastig seinen Kopf zur Seite. Meine Not wurde größer, und die Chancen verringerten sich. In diesen Augenblicken hing mein Leben wirklich an dem berühmten seidenen Faden.

Da erhielt ich Hilfe von einer Seite, mit der ich nie gerechnet hätte. D. Kalurac erschien.

»Hört auf!« gellte seine Stentorstimme durch die Halle, und die Echos hallten von den Wänden wider.

Der Vampir über mir zuckte zurück. Die Hände lösten sich von meiner Kehle.

Auch meine Beine waren auf einmal wieder frei. Ich zog sie an und kam taumelnd auf die Füße. Scharf sog ich die Luft ein. Im Augenblick drehte sich noch alles vor meinen Augen. Ich stellte mich breitbeinig hin und atmete tief durch. Langsam sah ich klarer.

Und schaute meinem Gegner direkt in die Augen! Es war ein Bild, das jeden Horrorfilmer in einen Freudentaumel versetzt hätte.

Vier Schritte höchstens trennten uns. Wir maßen uns mit Blicken, keiner wich dem anderen aus.

D. Kalurac, der rumänische Vampir, war eine imposante Erscheinung. Hochgewachsen, mit einem hageren Gesicht und kohlrabenschwarzen

Augen. Er trug dunkle Kleidung und einen offenen Mantel von der gleichen Farbe, der vor dem Hals von einer Spange gehalten wurde. Das Innenfutter des Mantels bestand aus roter Seide. Sie knisterte, wenn sich der Stoff bewegte.

Ein spöttisches Lächeln umspielte Kaluracs Lippen. Er senkte dabei etwas den Kopf, so daß ich seinen angegrauten Haaransatz sehen konnte. Das übrige Haar glänzte wie schwarzer Lack und war straff zurückgekämmt.

Christopher Lee, der große Horror-Mime, hatte in seinen Filmen den Grafen Dracula gespielt. Und ich muß sagen, daß Kalurac und Christopher Lee vom Aussehen her keinen großen Unterschied aufwiesen. Die Filmemacher hatten die Gestalt wirklich gut getroffen.

Jetzt lächelte er, deutete eine Verbeugung an und sagte mit spöttischer Stimme: »Willkommen in meinem Reich, John Sinclair!«

***

Bill Conolly, Suko und Jane Collins hatten ihr Hauptquartier in meiner Wohnung aufgeschlagen. Wie gebannt hockten sie vor dem Funkgerät.

Der alte Marek lag auf der Couch. Er war eingeschlafen. Verständlich, nach den Strapazen der vergangenen Tage. Superintendant Powell hatte die Wohnung verlassen. Er war ebenfalls in den Plan eingeweiht worden. Es war nun seine Aufgabe, die organisatorischen Vorbereitungen zu treffen, damit alles klappte.

Theoretisch lief alles gut. Bill, Suko und Jane hatten es vorher genau durchgespielt, doch damit es auch in der Praxis glattging, brauchte man ein Quentchen Glück.

Bill hoffte, daß ihnen das Glück zur Seite stehen würde. Das Gerät, vor dem sie hockten, war kaum größer als ein hochkant gestellter Zigarrenkasten. An der linken Seite gab es einige Knöpfe und Hebel, und rechts befand sich ein Bildschirm, auf dem hin und wieder ein Punkt tanzte, und zwar immer dann, wenn der sich in meinem Zahn befindliche Sender einen Peilton abgab.

Auf dem kleinen Monitor sah der Betrachter die topographischen Umrisse einer Landkarte. Sie zeigte den Ausschnitt des Gebietes, in dem ich mich aufhielt. Die Provinz Suffolk.

Und der Punkt wanderte. Immer weiter nach Osten. Jedesmal blitzte der Bip im Abstand von einer Minute auf. »Er fährt noch immer«, sagte Jane. Sie war die nervöseste von allen. Jane konnte nicht still sitzen. Unruhig rutschte sie auf ihrem Stuhl hin und her.

Suko gab sich gelassener. Sein Gesicht blieb ausdruckslos. Im Gegensatz zu Bill. Er schwitzte wie ein Bergsteiger bei einer gefährlichen Gratüberquerung. Hin und wieder wischte er sich mit einem Tuch über das Gesicht.

In der Wohnung war es warm. Die Heizung arbeitete auf vollen Touren, aber keiner hatte den Nerv, das Gerät abzustellen. Der kleine Bildschirm nahm alle gefangen. Schließlich stand Jane Collins auf. »Ich koche Kaffee«, sagte sie. Ihr Vorschlag wurde mit einem Nicken aufgenommen, ohne daß Bill und Suko einen Blick vom Monitor nahmen. Jane betrat die kleine Küche. Sie kannte sich aus in meiner Wohnung. Sie kochte hier nicht zum erstenmal Kaffee. Geschickt traf Jane die Vorbereitungen, und als der Kaffee in die Auffangkanne lief, ging sie ins Bad, um sich ein wenig zu erfrischen.

Der Spiegel zeigte ihr Gesicht. Jane Collins sah schlecht aus. Die Augen blickten stumpf. Dunkle Ränder waren der Beweis für Schlaflosigkeit. Zehn Stunden Schlaf hätten ihr gutgetan, aber daran war momentan nicht zu denken. Erst wenn John heil und gesund zurückgekehrt war, konnten alle wieder an ein normales Leben denken.

Die Frage war nur, ob er es schaffte.

Pausenlos hatte sich die blonde Detektivin darüber Gedanken gemacht, aber zu keinem Entschluß durchringen können. Dieser Fall lag anders als die bisherigen. Waffenlos mußte John Sinclair einem mächtigen Dämon gegenübertreten, um Leben zu retten.

Sicher, er hatte durch seine Freunde ein wenig Rückendeckung, aber da sie sich nicht am Schauplatz des Geschehens befanden, würde es mehr als schwierig sein, rettend einzugreifen.

Jane Collins drehte den Hahn auf, ließ Wasser in die Hände laufen und erfrischte ihr Gesicht. Mit einem sauberen Handtuch tupfte sie die Feuchtigkeit ab. Ihre Schritte waren schleppend, als sie zurück in die Küche ging.

Der Kaffee war inzwischen durchgelaufen. Jane füllte vier Tassen, stellte Milch und Zucker bereit und ging mit einem Tablett in den Händen zurück in den Livingroom.

»Kaffee ist fertig.«

Suko und Bill nickten dankbar. Sie nahmen sich jeder eine Tasse und tranken das heiße, aufmöbelnde Getränk.

»Sollen wir ihn wecken?« fragte Jane und deutete auf den schlafenden Marek.

Bill schüttelte den Kopf.

Suko meinte: »Er hat den Schlaf verdient.«

Jane nahm wieder Platz und nippte an ihrem Kaffee. Draußen war es längst dunkel geworden. Über London ballten sich dicke Regenwolken, und es würde nicht mehr lange dauern, dann fegte der kalte Nachtwind die Wasserschleier in das Häusermeer.

Der naßkalte November kam mit aller Macht. Irgendwann würde es auch anfangen zu schneien. In höher gelegenen Gegenden lag bereits eine dünne Schneedecke.

Jane hatte eigentlich vorgehabt, einmal mit John in den Winterurlaub zu fahren. Die Schweiz stand auf ihrem Programm.

Es war nur die Frage, ob sich das Vorhaben je verwirklichen ließ.

Für John sanken die Chancen…

***

In Gedanken versunken trank Jane Collins ihren Kaffee und schreckte hoch, als Bill einen überraschten Ruf ausstieß. »Was ist?«

Der Reporter drehte den Kopf. Auch sein Gesicht war von den durchstandenen Strapazen der letzten Tage gezeichnet. »Der Punkt bewegt sich nicht mehr.«

Jane stellte die Tasse weg und war mit zwei Schritten an dem Gerät. Suko und Bill rückten etwas zur Seite, damit die Detektivin freien Blick auf den kleinen Monitor hatte. »Tatsächlich«, murmelte sie. »Dann hat John sein Ziel erreicht.«

»Scheint so«, meinte Bill.

»O Gott«, flüsterte die Detektivin. »Hoffentlich geht alles gut. Ich habe Angst…«

»Wenn wir nur schon wüßten, ob Powell was erreicht hat«, sagte Bill. »Diese Warterei macht mich noch verrückt.«

Suko sagte nichts. Er schien völlig in Gedanken versunken zu sein und starrte nur auf den Bildschirm.

Marek wurde wach. Er legte sich auf die Seite, richtete sich plötzlich auf und schüttelte den Kopf. »Himmel, da bin ich doch glatt eingeschlafen.«

»Du hast es verdient«, sagte Suko.

Marek trat ebenfalls an das Gerät. »Und?«

Bill schabte mit der Hand über seine Bartstoppeln. »John hat das Ziel erreicht.«

Marek verstand nicht ganz, und Suko übersetzte. Der Alte faltete die Hände.

»Dann können wir nur noch beten und ihm die Daumen drücken.« Er sprach damit das aus, was die anderen dachten.

Bill blickte auf seine Uhr. »Etwas Zeit bleibt uns noch.«

»Wieso?« Jane sah ihn fragend an.

»Ich habe diesem Kalurac zwar noch nicht gegenübergestanden, aber ich schätze ihn als Schaumann ein. Es muß doch ein ungeheurer Triumph für ihn sein, John endlich in seiner Hand zu haben. Er wird ihn auskosten und John zum Duell auffordern. Damit alles stilecht über die Bühne läuft, findet das Duell bestimmt erst um Mitternacht statt.«

»Ein verdammt schwacher Trost«, meinte Jane.

»Besser als gar keiner«, erwiderte Bill. »Wie denkst du darüber, Suko?«

Der Chinese hob die breiten Schultern. »Du kannst recht haben, Bill. Obwohl Kalurac in seinem Haß sicherlich unberechenbar ist. Dem traue ich auch eine Trotzreaktion zu.«

Jane leerte ihre Tasse. »Du meinst, daß er sofort versucht, ihn zu töten?«

»Ja.«

Die Detektivin schloß die Augen. »Lieber Himmel, wir sprechen über John, als wäre er schon gar nicht mehr unter uns. So kann man doch nicht reden. Außerdem müssen wir an Sheila und den kleinen Johnny denken.«

Bill Conolly lachte hart. »Was meinst du, was ich die ganze Zeit über tue?«

»Entschuldigung, Bill!«

Auch Suko schaute immer öfter zum Telefon hin. Powell mußte anrufen. So lange konnten die Verhandlungen doch nicht dauern.

Jane schien ihre Uhr hypnotisieren zu wollen.

Bill schwieg verbissen.

Und auch der alte Marek sagte nichts. Sein Blick schien in unendliche Fernen gerichtet zu sein.

Dann meldete sich der Apparat.

Scharf wie ein Messer durchschnitt das schrille Klingeln die Stille in der Wohnung.

Alle Anwesenden zuckten zusammen und wandten ihre Blicke wie auf ein geheimes Kommando Bill Conolly zu.

Der Reporter stand auf. Seine Finger zitterten, als er den Hörer abnahm. Er hielt ihn so, daß auch die anderen mithören konnten.

Dann meldete er sich.

Es war Superintendent Powell, der anrief.

»Ich habe es geschafft«, meldete er, und seiner Stimme war deutlich die Erleichterung zu entnehmen, die er empfand.

Auch Powell war ein Mensch, wenn er auch manchmal wie eine Maschine wirkte, die sich nur nach den Vorschriften richtete.

Für zwei Sekunden schloß Bill Conolly die Augen. Ein gequälter Atemzug entrang sich seinen Lippen.

»Wir machen alles wie besprochen«, fuhr der Superintendent fort. »Ich habe mit dem Innenminister geredet und ihn überzeugen können. Es wird, was den Ablauf der Aktion angeht, keine Schwierigkeiten geben.«

Powell holte tief Luft. »Gehen Sie von nun an vor wie besprochen.«

»Danke, Sir«, sagte Bill. »Ich warte dann auf dem Flugfeld auf Sie.«

»Wollen Sie wirklich dabeisein, Sir?« fragte Bill Conolly noch.

»Ja. Außerdem habe ich vom Minister die dienstliche Order erhalten. Der gesamte Einsatzplan läuft unter strengster Geheimhaltung ab. Niemand darf etwas erfahren. Kein Wort an einen Außenstehenden.«

»Sie können sich auf uns verlassen, Sir.«
»Der Wagen, der Sie abholt, ist bereits unterwegs«, meldete Powell. »Halten Sie sich bereit. Ende.« Der Superintendent unterbrach die Verbindung. Auch Bill Conolly legte auf.
Suko erhob sich. »Okay«, sagte er, »dann wollen wir.« Zwei Minuten später stand der Wagen vor dem Haus, Teil eins des Einsatzplanes lief an…

***

Im Hintergrund der düsteren Leichenhalle nahm ich eine Bewegung wahr. Ein schmales, blondes Mädchen, das bisher am Boden gelegen hatte, erhob sich, ging zurück bis zur Wand und stützte sich dort ab.
Kein Schrei, kein Laut durchbrach die Stille. Jeder schien auf einmal zu wissen, daß sich die Entscheidung nur zwischen mir und Kalurac abspielen konnte.
Gespannt wurden wir beobachtet. Auch von den Vampiren, die ihre Opfer vergessen hatten.
Wenigstens für diesen Moment.
»Es ist doch wohl klar, daß ich auf deinen Willkommensgruß verzichten kann«, sagte ich. »Gib Sheila Conolly und den Jungen frei. Sowie die anderen hier auch. Dann ist alles klar, und du kannst über mich verfügen, Kalurac.«
Er lachte. »Das kann ich schon jetzt, John Sinclair.«
Dann wandte er sich an seine Gehilfen. »Habt ihr ihn nach Waffen untersucht?«
»Ja.«
Die beiden logen. Sie hatten mich nicht gefilzt, sondern sich auf mein Wort verlassen.
Kalurac rieb sich die Hände, so daß seine trockene Haut knisterte. Das Geräusch erzeugte bei mir eine Gänsehaut. »Da du dich nun in meiner Hand befindest, John Sinclair, werde ich die Bedingungen diktieren.«
»Und die lauten?«
»Laß dich überraschen.«
Ich verengte die Augen zu Sicheln. »Du treibst ein falsches Spiel, Kalurac!«
»Nein, das Spiel ist schon nach meinem Geschmack.«
»Aber…«
»Kein aber, Geisterjäger.« Er machte eine unwirsche Handbewegung. »Vergiß nicht, daß du in meiner Gewalt bist.«
Ich wollte ihn festnageln. »Hältst du dich an unsere Abmachungen?« Er rückte.
»Du läßt also Sheila Conolly und das Kind frei?«
»Ja.«

Ich atmete tief ein. Noch immer war es still in der gewaltigen Leichenhalle. Die anderen warteten darauf, wer von uns das Wort ergreifen würde.

Und das war ich. »Gut, Kalurac.«

Jedes Wort, das nun über meine Lippen drang, überlegte ich mir sorgfältig.

»Du gibst Sheila Conolly und den Jungen frei. Aber nicht nur sie. Ich will auch die anderen vier Gefangenen.«

Kaum hatte ich den Satz ausgesprochen, erhob sich ein unbeschreibliches Wutgeheul. Ich wandte den Kopf und schaute die Vampire an.

Die beiden Alten schüttelten drohend die knochigen Fäuste, die Zwillinge keiften zum Steinerweichen, und besonders tat sich das rothaarige Teufelsweib hervor. Diese Untote entwickelte sich zu einer regelrechten Furie.

»Wenn du das tust, Kalurac«, giftete sie, »dann werde ich nicht deine Braut. Und die anderen stehen auf meiner Seite, das glaube mir!«

Mit dieser Reaktion hatte ich gerechnet, deshalb war ich auch nicht enttäuscht.

Kalurac aber lächelte schmal. Noch immer hatte er mir nicht seine Vampirzähne gezeigt, und auch jetzt, als er mich ansprach, bewegte er kaum die Lippen.

»Du hast gehört, Geisterjäger, wie meine Freunde über deinen Vorschlag denken. Ich kann darauf nicht eingehen und muß auf sie hören. Sonst würde ich selbst mein Gesicht verlieren.«

Irgendwo im Hintergrund der Halle hörte ich das Weinen. Ich wußte nicht, wer von den Mädchen schluchzte, es spielte im Augenblick auch keine Rolle. Mir ging es einzig und allein darum, die vier jungen Leute zu retten.

Ich versuchte es mit einem anderen Argument.

»Du wirst schnell Ersatz herbeigeschafft haben«, sagte ich.

Rebecca, die rothaarige Untote, kreischte los. »Laß dich auf nichts ein, Kalurac! Dieser verdammte Hund will dich reinlegen. Keine Kompromisse!«

»Nein, sie bleiben hier! Die Särge sind schon reserviert.«

Die Wut stieg in mir hoch wie eine feurige Flamme. Ich war wirklich hilflos wie ein neugeborenes Kind und diesem Satan und seinen Helfern ausgeliefert.

Nicht nur Kalurac wartete darauf, mich besiegen zu können, sondern die anderen ebenfalls. In ihren Augen las ich das längst über mich gefällte Urteil.

Als Untoter durch die Zeiten zu geistern! Eine grauenhafte Vorstellung. Ich brauchte all meine Kräfte, um die Angst nicht zu zeigen, die ich empfand.

Ich nahm einen letzten Anlauf. »Gut, Kalurac, du willst die vier jungen Leute nicht freilassen. Irgendwie kann ich dich sogar verstehen. Aber erfülle mir noch einen Wunsch.«

»Rede.«

»Überlasse sie erst deinen Dienern, nachdem du mich besiegt hast. Versprichst du das?«

Schweigen.

Kalurac dachte nach. Ein verschlagener Ausdruck überschattete sein Gesicht. Er ging etwas zur Seite. Das Feuer einer Fackel wischte über seine linke Gesichtshälfte und ließ sie aussehen wie mit Blut bemalt.

»Ich traue dir nicht, Sinclair!«

»Jeder zum Tode verurteilte Mensch hat einen letzten Wunsch. Wirst du ihn mir erfüllen?«

Kalurac schaute seine Diener an. Kein Protestwort wurde ihm entgegengeschleudert. Das war für mich bereits der halbe Sieg.

»Du scheinst sehr sicher zu sein, mich besiegen zu können!« höhnte er.

»Jeder hat seine Chancen.«

Wieder blickte er mich lauernd an. »Gut, Geisterjäger, ich werde dir diesen Wunsch erfüllen. Wir lassen sie in Ruhe, bis unser Duell vorbei ist.«

»Ich danke dir.«

Jetzt lachte er schallend. »Warum willst du mir danken? Es ist unnötig. Ich werde dich töten.«

»Vielleicht…«

Sein Gelächter erstarb. Mit einer halben Drehung warf er seinen langen Umhang herum.

»Und jetzt komm mit, John Sinclair!« befahl er. »Ich will dir etwas zeigen.«

Er schritt vor, und mir blieb nichts anderes übrig, als ihm zu folgen.

Kalurac ging auf eine Tür zu. Sie war aus stabilem Holz gefertigt, und als der Vampir die Klinke drückte, sagte er: »Geh dort die Treppe hinunter, Geisterjäger, du wirst schon erwartet.«

Er selbst machte eine einladende Handbewegung. Im Schein der Fackeln an den Wänden sah ich die Steinstufen.

Sie führten in eine unbekannte Tiefe. Nachdem die ersten Stufen hinter mir lagen, hatte ich das Gefühl, in ein Grab zu steigen.

Kalurac folgte mir nicht. Als ich einen Blick über die Schulter warf, sah ich ihn am Treppenende stehen und mir nachschauen.

Die Arme hatte er vor der Brust verschränkt. Kalurac stand dort in klassischer Vampirpose.

War er tatsächlich Draculas Neffe?

Ich hatte keinen Grund, daran zu zweifeln. Langsam ging ich weiter. Die Luft wurde schlechter. Sie roch nach Moder und Grab.

Was erwartete mich am Ende der Treppe?

Dann hörte ich Schritte. Sie wurden rasch lauter und näherten sich der Treppe.

Auf der zweituntersten Stufe blieb ich stehen.

Und dann wurden meine Augen groß. Mein Herz begann rasend zu hämmern.

Ich hatte die Frau erkannt, die sich der Treppe näherte.

Es war Sheila Conolly!

Sie lief auf die Treppe zu, stolpernd, taumelnd, am Ende ihrer Kraft. Ihre Augen weiteten sich. Ungläubiges Staunen zeichnete sich in ihrem Gesicht ab, während Kalurac über mir stand und hämisch lachte. Dafür hätte ich ihn am liebsten erwürgt.

Das Lachen verklang.

Ich schritt die letzten beiden Stufen hinunter. Irgend etwas würgte in meiner Kehle, in den Augen spürte ich plötzlich ein Brennen, als bestünde das Tränenwasser aus Salzsäure.

»John!« Sheila hauchte das Wort. Dann plötzlich schrie sie auf.

»John! John – daß du da bist…!«

Sie fiel mir in die Arme. Zusammen mit ihrem Sohn preßte ich sie an mich.

Ihr Körper erbebte unter ihrem haltlosen Schluchzen.

Ich konnte nicht sprechen, brachte keinen Ton und kein Wort des Trostes aus meiner wie zugeschnürten Kehle hervor.

Meine Hand fuhr nur über ihr Haar. Wieder und immer wieder.

»Ich – ich hatte mich schon aufgegeben!« flüsterte Sheila.

»Himmel, John, das ist mir unbegreiflich.« Sie weinte wieder.

Endlich fand ich ein paar magere Worte. Die einzigen, die nur in dieser Situation einfielen. »Es – es wird schon alles gutgehen, Sheila, glaube mir.«

Sie hob den Kopf, schaute mir aus tränennassen Augen ins Gesicht.

»Nein, John, nichts wird gutgehen. Ich weiß, daß du dich für mich opfern sollst. Für mich und den kleinen Johnny. Diese Bestie hat mir alles hohnlachend erklärt, und ich war so hilflos, ich konnte nichts für dich tun, sondern nur warten.«

»Jetzt bin ich da.«

»Aber du kannst nicht für mich in den Tod gehen, John!«

Eindringlich sprach sie die Worte.

Meine Antwort war klar. »Doch, ich kann, Sheila, und du wirst von hier weggehen. Bill braucht dich.«

»Aber du wirst sterben, John!«

Ich lächelte optimistisch. »Noch lebe ich.« Johnny schlief. Ich sah das kleine Gesicht mit den dicken Wangen und der winzigen Nase. Schon allein für ihn mußte ich mich Kalurac zum Duell stellen. Das war ich Johnny schuldig.

»Genug geturtelt und geflüstert!« rief Kalurac. »Kommt hoch! Ich will nicht mehr lange warten, Sinclair.«

Ich schob Sheila zur Seite, legte meinen Arm um ihre Schultern.

So schritten wir die Stufen nach oben.

D. Kalurac hatte seine Haltung nicht verändert. Nach wie vor fühlte er sich als Sieger. Mir kam der Gedanke, ihn einfach die Treppe hinunterzustoßen, doch dann verwarf ich die Idee wieder. Die anderen Vampire in der Leichenhalle hätten mich und auch Sheila mit dem Jungen gepackt. Um sich vorstellen zu können, was danach geschah, dazu brauchte man keine allzu große Phantasie.

Kalurac ließ uns nicht passieren. Eine Hand streckte er vor.

Wir blieben stehen.

»Du siehst, Sinclair, ich habe mein Versprechen gehalten. Dir ist nichts geschehen, und auch dem Jungen nicht. Sie wird diese Leichenhalle ohne angegriffen zu werden verlassen können.«

»Das hatte ich vorausgesetzt«, erwiderte ich. »Gestattest du, daß ich sie zur Tür bringe?«

»Natürlich.«

Wir nahmen die restlichen Stufen.

»John!« flüsterte Sheila. »Mein Gott, was soll das alles noch werden?«

Ich schwieg und betrat mit Sheila Conolly die Halle. Die Vampire starrten uns an. In jedem Augenpaar las ich den Hunger. Sheila senkte den Blick.

»Du wirst sie niemals schaffen«, hauchte sie, »niemals.« Die Befürchtung hatte ich auch, hütete mich aber, sie Sheila gegenüber zuzugeben.

Nein, sie sollte sich noch einen Funken Hoffnung bewahren. Ich sah die ängstlichen Blicke der gefangenen Menschen und konnte ihnen einfach nicht ausweichen. Sie waren flehend auf mich gerichtet.

Diese Verzweifelten setzten all ihre Hoffnungen auf mich. Würde ich sie erfüllen können?

Erst einmal war für Sheilas Sicherheit gesorgt, alles andere würde sich finden. Immerhin hatte ich Zeit herausschinden können. Es war zwar kein großer Erfolg, aber eine Sprosse auf dem Weg der Hoffnungsleiter.

Die rote Rebecca sprang uns in den Weg. Sie streckte die Arme aus und spreizte dabei die Hände.

»Ich mache euch fertig, ich mache euch fertig!« keifte sie und fuchtelte dabei vor meinen Augen herum. Sheila bekam Angst und ging etwas zurück.

Der kleine Johnny in ihren Armen bewegte sich. Hoffentlich begann er nicht zu weinen.

Ich riskierte es und packte das rechte Handgelenk der Furie. Hart bog ich es herum. Die Untote folgte dem Druck und ging in die Knie.

»Laß uns in Ruhe!« fuhr ich sie an. Gleichzeitig ließ ich das Gelenk los, war aber bereit, sofort wieder einzugreifen.

Sie zog sich nicht zurück. Erst als ihr Herr und Meister sie anfuhr, ging sie wieder zu den anderen.

Ich drehte mich um. Kalurac stand schräg vor uns. »Ich dachte, du hättest ihr freies Geleit versprochen!«

»Sie kann gehen.« Bis zur Tür war es nicht mehr weit.

Jetzt, wo der Augenblick der Trennung nahe war, klammerte sich Sheila Conolly fest an mich.

»Bitte, John«, flüsterte sie mit tränenerstickter Stimme, »willst du es dir nicht noch einmal überlegen? Du kannst doch nicht hierbleiben!«

»Ich muß, Sheila.«

»Aber es ist alles so hoffnungslos!«

»Nicht ganz!« zischte ich. »Wie meinst du das?«

»Geh jetzt!« befahl ich ihr, ohne näher darauf einzugehen, was ich gemeint hatte. Sie fiel mir noch einmal um den Hals und hauchte mir stammelnde Worte ins Ohr. Verdammt, mir war auch nicht gerade nach Lachen zumute. Warum ging sie denn nicht endlich? Das Würgen in meiner Kehle kroch höher. Auch ich hing am Leben, so wie jeder andere Mensch.

Dann löste sich Sheila von mir.

Ich öffnete die Tür. Warf einen Blick nach draußen in die Dunkelheit. Den letzten vielleicht. War der letzte Eindruck, den ich von der Welt mitnahm, ein mit Mondlicht übergossener Grabstein? Sheila ging.

In beiden Armen hielt sie ihren kleinen Sohn. Wenigstens er sollte eine Zukunft haben.

Einer der Vampir-Zwillinge riß mir den Türgriff aus der Hand und schmetterte die Tür zu. Dann schlich er leise lachend davon. Alle Vampire waren davon überzeugt, daß ihr Herr und Meister mich schaffte. Draculas Neffe war bisher noch nicht endgültig besiegt worden.

Ich drehte mich um. Mein Blick kreuzte sich mit dem des Vampirs. Etwa eine halbe Minute sprach niemand von uns ein Wort.

Dann aber begann der Blutsauger zu lachen. Es war ein gemeines, hintergründiges und teuflisches Lachen. »John Sinclair«, sagte er plötzlich. »Du bist ein noch größerer Narr, als ich erwartet hatte.«

»Wieso?«

»Glaubst du vielleicht, ich werde diese Frau laufenlassen?«

Mir schwante Schreckliches. Schwindel packte mich, und es kostete mich Mühe, überhaupt auf den Beinen zu bleiben. »Wie wie soll ich das verstehen?«

»Ganz einfach, Geisterjäger. Meine Diener, die ich hier versammelt habe, sind längst nicht alle. Draußen lauern weitere Vampire, die nur auf ein Opfer warten. Sie sind besonders scharf hinter Frauen her.

Frauen wie Sheila Conolly, zum Beispiel…«

***

Sie saßen auf der Ladefläche eines kleinen Armeetransporters. Die Streben der Holzbänke und die harte Federung des Wagens waren nicht dazu angetan, den Komfort zu erhöhen. Aber sie ertrugen dies mit stoischer Geduld.

Besonders Suko verzog keine Miene. Er saß auf der Bank und schien ins Leere zu starren. Der Chinese war völlig entspannt. Die Waffen hatten sie in einem Koffer mitgenommen. Sie sollten hinterher verteilt werden.

Wie bei einem Kommandounternehmen, dachte Jane Collins und schauderte. Sie haßte Kriege, aber wenn sie es recht betrachtete, befand sich die Menschheit immer im Krieg. Die Menschen bekämpften sich untereinander und sahen nicht die große Gefahr, die sich über ihnen zusammenbraute. Es gab Anzeichen dafür, daß die anderen, die Jenseitigen, zu einem Angriff auf die Erde angesetzt hatten. Immer wieder stießen sie aus ihren Welten herab, fanden sogenannte Dimensionslöcher und brachten das Grauen und den Schrecken.

Bill Conolly knetete nervös seine Hände. Woran er dachte, stand ihm förmlich auf dem Gesicht geschrieben. Bill ging es um Sheila und den Jungen. Um sie zu retten, dafür würde er sein eigenes Leben geben.

Aber erst einmal mußten sie John und die Gefangenen finden. Sicher, der Plan, den sie ausgeheckt hatten, war gut und auch wohldurchdacht. Doch sie kannten zwar den ungefähren Ort, aber nicht die hundertprozentig genaue Stelle, wo sich die Vampire versteckt hielten.

Vielleicht änderte sich das, wenn sie erst einmal die Militärbasis erreicht hatten. Dort gab es Spezialkarten, die praktisch jeden Grashalm wiedergaben.

Marek sprach hin und wieder mit sich selbst. Er tat dies in seiner Heimatsprache, dabei ballte er oft die Hände und stieß dann die Fäuste drohend in die Luft.

Der Wagen bremste. Sie hatten ihr Ziel erreicht. Bill lupfte die Plane etwas an und schaute nach draußen. Soviel er erkennen konnte, standen sie vor einem Tor. Rechts befand sich die massiv gebaute Wachstube. Zwei Halogenscheinwerfer übergossen das Eingangstor mit ihrem blendenden Licht. Ein Wachtposten sprach mit dem Fahrer. Ein weiterer Aufpasser stand mit schußbereiter Maschinenpistole im Hintergrund. Er war es auch, der das Tor öffnete und den Wagen passieren ließ. Der Fahrer scheuchte seinen Transporter durch einige Kurven, stoppte, stieg aus und löste die Plane. Mit unbewegtem Gesicht forderte er die vier Verbündeten auf, auszusteigen.

Der Wagen hatte vor einem barackenähnlichen Bau gehalten. Lange Antennen glitzerten auf dem Dach, und hinter den zahlreichen Fenstern brannte Licht.

Zwei Posten standen vor der Tür, die von innen aufgezogen wurde, so daß ein heller Lichtstreifen die Freunde traf. Dann erschien Superintendent Powell. Neben ihm ging ein Mann in Uniform. An den Dienstgradabzeichen erkannte Bill Conolly in ihm einen Colonel.

James Powell bat die Freunde in die Kaserne. Der Wagen fuhr wieder weg.

Sie betraten einen nüchtern eingerichteten Raum, in dem nur ein Schreibtisch und mehrere Stühle standen. Dafür hingen an den Wänden riesige Karten, die wirklich jeden Weg wiedergaben.

Powell stellte den Uniformierten vor. »Das ist Colonel Harrison«, sagte er. »Der Colonel ist für den exakten militärischen Ablauf unserer Operation verantwortlich.« Der Colonel tippte an seinen Mützenschirm, und Powell nannte ihm die Namen der anderen.

Anschließend wurde eine Lagebesprechung abgehalten. Anhand der Karte war zu erkennen, wo John Sinclair sich ungefähr befinden mußte. Der Geheimdienst hatte Hochglanzfotos zur Verfügung gestellt, aufgenommen mit Spezialkameras und erst ein Jahr alt. Jeder Flecken Erde von Old Merry England war so auf Fotos festgehalten worden.

Hier erlebten die vier Neunankömmlinge die erste Überraschung. Zwei Bilder zeigten die kuppelartige Leichenhalle mit dem dazugehörigen Friedhof.

»Gibt es ein besseres Versteck?« fragte Powell.

Bill schüttelte den Kopf. »Wahrhaftig nicht.«

Er nahm eine Lupe zur Hand und sah sich die Aufnahmen an.

»Das muß ein uralter Friedhof sein«, meinte er, »die Aufschriften an den Grabsteinen sind gar nicht mehr zu entziffern. Und was ist mit der Leichenhalle? Steht sie leer?«

Der Colonel antwortete. Er war ein drahtiger Offizier, hochgewachsen, und hatte ein schmales Gesicht mit scharfen, stechend blickenden Augen.

»Wir haben Erkundigungen eingezogen. Die Leichenhalle wird in der Tat nicht mehr benutzt. Ebensowenig wie der Friedhof. Aber das werden Sie ja selbst sehen.«

»Ist die Maschine schon bereit?« fragte Jane.

Der Colonel deutete eine Verbeugung an. »Madam, wenn die Royal Air Force etwas in die Hand nimmt, dann klappt das. Ihre Kleidung und Geräte sind ebenfalls fix und fertig. Auch wenn dies ein Sondereinsatz ist, so sind wir doch präzise.«

Jane lächelte. »Das sollte keine Kritik sein, aber ich kenne Ihren Dienstbereich nicht.«

»Ich habe es auch nicht als Kritik verstanden.«

Bill suchte inzwischen weiter. »Und wo werden wir landen?« fragte er.

Der Colonel ging zur Karte und deutete auf ein freies Gelände.

Es lag etwa zwei Meilen westlich des Friedhofs. »Hier wird unsere Maschine hinuntergehen.«

Bill wandte sich an die anderen. »Dann kann ja nichts mehr schiefgehen. Wann starten wir?«

»Sobald Sie umgezogen sind«, erwiderte der Colonel. »Für die Lady habe ich einen Extraraum zur Verfügung stellen lassen.«

Jane lächelte. »Ich danke Ihnen.«

Bill Conolly stieß Superintendent Powell an. »Wie ist es, Sir? Machen Sie den Einsatz auch mit?«

»Nein, aber ich werde an der Maschine auf Sie warten und Sie wieder in Empfang nehmen. Gesund, versteht sich.«

»Sir, Sie sind Optimist. Das habe ich bisher gar nicht gewußt«, erwiderte Bill und folgte den anderen.

***

Ich glaubte, mich verhört zu haben, und stand da, wie vom Donner gerührt.

Mit allem hatte ich gerechnet, nur nicht mit solch einer gemeinen und hinterlistigen Falle. Aber wieder einmal bewahrheitete sich die Tatsache, daß man den Dämonen nicht trauen konnte. Sie spielten immer falsch. Ich hätte es wissen müssen, suchte jetzt nach Entschuldigungen und machte mir doch nur Vorwürfe. Es war alles zu schnell gegangen. Erst die lange Reise nach Rumänien, dann die Entführung, anschließend das Ultimatum, meine Bereitschaft, darauf einzugehen – und so, nur so war ich betriebsblind geworden. Ich hatte die Lage einfach nicht richtig übersehen. Das zu wissen schaffte mich.

Für Sekunden drehte sich alles vor meinen Augen, während ich mich gedanklich mit dem Problem auseinandersetzte. Sheila würde mit dem Jungen in ihr Verderben rennen. Ich durfte wirklich nicht daran denken, sonst verlor ich noch den Verstand.

Kaluracs Kreaturen reagierten rasch. Hinter mir bauten sich die Zwillinge vor der Tür auf und schnitten mir so den Rückweg ab. Nun war auch die letzte Chance zur Flucht vorerst dahin. D. Kalurac hatte gesiegt. Draculas Neffe war in diesem Spiel der große Gewinner. Daran biß keine Maus den Faden ab.

Und dann lachte er. Schadenfroh, spöttisch und gemein. Er sah, in welch einem Zustand ich mich befand, wie ich innerlich zerrissen war, und er hatte seinen Triumph. »Du hast falschgespielt, Kalurac!« preßte ich hervor. »Der Teufel soll dich dafür holen!«

»Es stand dir frei, auf meinen Vorschlag einzugehen, Geisterjäger«, erwiderte er kalt. »Du bist als Held geboren, Sinclair, und wirst als

Held sterben. Aber das nützt dir nichts. Wenn du erst als Untoter einer der unsrigen bist, siehst du alles ganz anders. Ich habe dich zum Duell gefordert, und nun stell dich, John Sinclair!«

Auf einmal waren die trüben, deprimierenden Gedanken wie fortgeblasen. Tief holte ich Luft.

Ja, ich würde kämpfen. Kalurac hatte sich nicht getäuscht in mir. Und ich würde mein Leben verteidigen. Auf Biegen und Brechen!

***

Als die Tür hinter Sheila Conolly zufiel, hatte sie das Gefühl, ganz allein auf der Welt zu sein. Sie drückte ihren Sohn an sich, kämpfte mühsam mit den Tränen und blickte sich ängstlich um. Sheila stand in einer perfekten Gruselkulisse. Weiter entfernt war der dunkle Wald. Davor ein alter Friedhof. Grabsteine ragten schief aus dem Boden. Sie waren mit Moos bewachsen, und das silberne Mondlicht übergoß sie mit einem fahlen Schein.

Sheila sah auch den Bus. Auf der rechten Seite lag er dicht am Waldrand. Sie konnte sich ausrechnen, daß die jungen Leute mit dem Bus gekommen waren, um dann den Blutsaugern direkt in die Arme zu laufen.

Nach wenigen Schritten blieb Sheila stehen. Sie lauschte zurück. Vielleicht hörte sie etwas aus der Leichenhalle. Ein Geräusch, ein Schrei oder Triumphgebrüll… Nichts dergleichen. Es blieb still.

Sheila wußte nicht, wo sie war. Sie hatte diesen Ort vorher nie gesehen. Es war wirklich ein gottverlassener Totenacker, auf den der Wind die Jahre über seine schaurige Melodie heulte. Hätte Sheila das Baby nicht gehabt, so wäre sie zurückgelaufen und hätte versucht, John Sinclair zu helfen. So aber mußte sie sich auf gute Wünsche beschränken und auf die Hoffnung, daß John es im letzten Augenblick doch noch schaffte. Doch daran wollte Sheila nicht so recht glauben. Nicht, weil sie mir nichts zutraute, sondern weil sie Kalurac und dessen Brutalität kennengelernt hatte. Ein normaler Mensch konnte niemals so grausam sein wie diese Bestie. Und John war waffenlos! Er war voll auf die Bedingungen des Vampirs eingegangen. Aber was hatte er ihr zum Abschied zugezischt? Sagte er nicht, daß doch noch Hoffnung bestünde? Durch wen? Und wieso?

Sollten die gemeinsamen Freunde irgendwo im Hintergrund lauern? War vielleicht auch Bill dabei? Dieser Gedanke gab Sheila ein wenig Mut zurück. Vielleicht hatte John noch einen Trumpf in der Hinterhand. Denn so einfach ließ sich ein Mann wie er nicht aus dem Spiel bluffen. Sheila lächelte plötzlich. Wenn das wirklich stimmte, dann… Sie dachte nicht mehr weiter, sondern sah zu, daß sie den unheimlichen Ort so rasch wie möglich verließ. Ihre eleganten Theaterschuhe mit den hohen Absätzen sanken tief in dem feuchten

Boden ein. Sheila konnte kaum laufen und schleuderte die Schuhe deshalb von den Füßen. Jetzt ging es besser.

Doch schon nach wenigen Schritten rissen die Nylons. Widerborstige Unkrautzweige fetzten Löcher in die Strümpfe und hakten sich an dem Gewebe fest.

Sheila schritt zwischen den Grabreihen hindurch. Sie glaubte, im Mondlicht einen schmalen Weg gesehen zu haben, der am Waldrand entlangführte und der sie unter Umständen zu einer Straße brachte.

Es war ein makabres Bild, als Sheila Conolly durch die Grabreihen lief und ihren kleinen Sohn fest an sich gepreßt hielt. Der Atem stand als helle Fahne vor Sheilas Lippen, und sie selbst wunderte sich, daß sie vor Schwäche noch nicht umgefallen war, denn was hinter ihr lag, war mehr als schwer. Sheila ahnte nicht, daß drei Vampire auf sie lauerten. Keinen von ihnen hatte sie bisher zu Gesicht bekommen, und Kaluracs teuflischer Plan schien aufzugehen.

Die Mortimer-Söhne hielten sich im Freien auf, um eventuelle Gegner abzufangen. Der alte Ezra Morrimer befand sich mit Kalurac innerhalb der Leichenhalle, doch seine Söhne hatten die Aufgaben von Wachtposten übernommen. Zwei von ihnen hockten in den Bäumen. Sie drückten sich so eng gegen die dicken Äste, daß sie mit deren Schatten verschmolzen.

Der dritte aber hatte sich in ein Grab gewühlt. Nur der dunkle Haaransatz sowie die Stirn und die Augen schauten aus dem feuchten Erdreich hervor. Der Untote war der jüngste der Mortimer-Sippe. Und er gierte danach, endlich unter Beweis stellen zu können, daß er ein echter Vampir war. Nun sah er die junge Frau. Allein. Schutzlos…

Er mußte sich beherrschen, um nicht aus dem Grab zu springen und der Frau entgegenzustürzen.

Lauernd wartete er ab. Das feuchte, modrige Erdreich war Balsam für ihn. Es fiel gar nicht auf, daß der Boden gelockert war. Die anderen Gräber sahen ebenfalls nicht viel besser aus. Viele waren eingefallen, zeigten tiefe Risse, und die Grabsteine saßen locker in der Erde. Es genügte ein Stoß, um sie umzuwerfen. Der Vampir lag mit dem Kopf dicht unterhalb des verwitterten Grabsteins. Seine Hände befanden sich direkt unter der feuchten klebrigen Erde, die Finger öffneten und schlossen sich. Die Frau kam näher.

Die anderen beiden Vampire mußten sie ebenfalls bemerkt haben. Von ihren Plätzen aus hatten sie einen noch besseren Überblick.

Der Nachtwind hatte den Himmel leergefegt. Kalt leuchtete der Mond. Sein Licht gab den Untoten die Kraft, zu überleben. Und auch die Tage zu überstehen, die sie meistens in dunklen Grüften und Särgen verbrachten.

Hivar Mortimer spürte die Kraft, die in ihm steckte, die ihn fast zur Explosion brachte.

Nichtsahnend schritt Sheila Conolly an dem provisorischen Grab des Vampirs vorbei. Sie sah nicht den dunklen Haarschopf, sondern hatte nur Augen für den schmalen Pfad. Das war die Sekunde des Blutsaugers. Mit vorsichtigen Bewegungen schraubte er sich höher. Zuerst erschien der Kopf. Leicht durchbrach er das Erdreich. Ein paar Krumen rollten über das Gesicht und fielen zurück auf das Grab. Die rechte Hand folgte. Sie stützte sich am Rand des Grabes auf. Der Vampir drehte sich zur rechten Seite, zog die Beine nach und hatte das Grab verlassen.

Auf Händen und Füßen kniend wartete er ab. Auch er trug dunkle Kleidung, um mit den Schatten des Waldes verschmelzen zu können. Er öffnete seinen Mund. Hell und klar stachen die spitzen Vampirzähne hervor. Voll beschien das Mondlicht seine Gestalt, und der Untote tankte die Kraft, die er nun für seine Aufgabe brauchte. Sheila wandte sich nicht um. So rasch es ihre schuhlosen Füße gestatteten, lief sie weiter. Wie ein Scherenschnitt zeichnete sich der Waldrand im klaren Mondlicht ab. Und dort lauerte einer der anderen Mortimer-Söhne. Der dritte befand sich auf einem Baum, dessen Stamm von der Friedhofserde gehalten wurde.

Der Vampir stieß sich ab, huschte so geräuschlos es eben möglich war, auf sein Opfer zu.

Dann hielt es Hivar Mortimer nicht mehr aus. Die Sucht machte ihn halb verrückt.

Ohne es zu wollen, drang ein siegessicheres Fauchen über seine blutleeren Lippen. Und dieses Geräusch warnte Sheila.

Sie kreiselte herum, begriff innerhalb von Sekundenbruchteilen die Gefahr, in der sie schwebte, und sah den Vampir auf sich zukommen. Er hatte die Arme ausgestreckt, den Mund geöffnet und wollte Sheila mit einem pantherartigen Satz anspringen. Sheila Conolly drehte sich zur Seite. Hivar Mortimer – mitten im Sprung – konnte die Richtung nicht mehr korrigieren und verfehlte die blonde Frau. Dicht neben ihr fiel er zu Boden.

Was Sheila Conolly dann tat, diktierte der reine Instinkt und Selbsterhaltungstrieb. Ehe sich der Vampir aufrichten konnte, schnellte ihr rechtes Bein vor.

Der nackte Fuß traf den Untoten mitten im Gesicht. Hivar Mortimer hatte noch keinen rechten Halt gefunden, und so wurde er von dem Tritt voll getroffen und wieder zurückgeschleudert. Er brüllte seine Wut hinaus und drehte sich einmal um die eigene Achse.

Sheila Conolly gewann wertvolle Sekunden. Flucht! Das war ihr einziger Gedanke. Wenn es noch eine Chance gab, dem Blutsauger zu entkommen, dann war es die rasche Flucht. Und sie mußte in den Wald eintauchen, denn die Bäume dort boten ihr genügend Deckung. Sheila packte den kleinen Johnny fester und rannte los. Da fing das

Kind an zu weinen. Dies mußte mal kommen. Es war ein Wunder, daß der Kleine so lange stillgehalten hatte. Plötzlich schrie er los.

»Bitte, Johnny!« keuchte sie. »Sei still. Bitte…« Doch der Kleine weinte weiter. Er wies damit dem dämonischen Verfolger den Weg.

Längst schmerzten Sheilas Füße. Kleine, spitze Steine hatten die Haut aufgerissen. Schmutz drang in die Wunden, doch an eine Blutvergiftung dachte Sheila in diesen Augenblicken nicht. Das Kind auf ihren Armen wurde immer schwerer. Sheila taumelte mehr als daß sie lief. Hinter sich vernahm sie das grelle Lachen des Vampirs. Er hatte sein Opfer sicher.

Die ersten Bäume! Zum Greifen nahe standen sie vor Sheila Conolly. Und dann löste sich ein Schatten aus dem Astgewirr vor ihr. Im nächsten Augenblick sprang der zweite Sohn der Mortimer-Sippe zu Boden. Dicht vor Sheila kam er auf. Die Frau schrie.

Der Vampir lachte häßlich und breitete beide Arme aus. Sheila war bereits zu nahe bei ihm, als daß sie hätte ausweichen können.

Die Falle war zugeschnappt.

Dicht vorm Waldrand fiel Sheila Conolly auf die Knie, kippte zur Seite und hielt krampfhaft ihr weinendes Baby fest. Die Untoten hatten gesiegt!

***

Startbereit stand die Maschine auf dem Rollfeld. Es war eine zweimotorige Cessna, deren Aluminiumrumpf im Licht der Landebahnmarkierung glänzte.

Ein Wagen der Air Force hatte sie hergebracht, war wieder abgefahren, und nun standen die Freunde ziemlich verloren vor der Maschine.

Sie hatten die Kleider gewechselt. Jane Collins trug wie die anderen Hosen aus festem Drillichstoff und eine grüne Parkajacke. Die Füße steckten in hohen Schnürschuhen, und jeder war ausgezeichnet bewaffnet. Der Pilot hockte schon in seinem Cockpit. Er checkte die Armaturen noch einmal durch. Der Mann war eingeweiht und gleichzeitig zur Geheimhaltung vergattert worden. Denn er hatte keinen normalen Einsatz vor sich, sondern einen, der ihn vor Dinge und Probleme stellen konnte, die er bisher nur für Märchen gehalten hatte. Jane schaute auf die Uhr. »Nervös?« fragte Bill.

Die Detektivin nickte. »Nur noch sieben Minuten bis Mitternacht. Wir müßten langsam starten.«

»Die Strecke schafft der Pilot in wenigen Minuten«, sagte Suko. Für seinen Athletenkörper hätte es bald keine Kampfjacke gegeben. Bei der, die er trug, waren die Schultern noch zu schmal. Nur Powell trug Zivil. Er wirkte in seinem eleganten blauen Tuchmantel ziemlich deplaziert. Auch der steife Hut und die Krawatte hätten eher als

Aufzug in einen Club gepaßt als hierher auf das Rollfeld.
Unruhig schritt Bill auf und ab. Endlich winkte der Pilot. Sie konnten einsteigen. Über eine ausfahrbare Treppe kletterten sie auf die schallschluckende Tür zu.
Powell ging als erster, und Suko bildete den Schluß. Marek war ebenfalls umgezogen. Seinen Eichenpflock hielt er fest umklammert.
Während Suko die Tür schloß, fuhr die Leiter automatisch hoch und knickte zusammen.
Der Innenraum der Maschine bot genügend Platz für alle. Sie ließen sich auf die Sitze fallen und schnallten sich an. Bill und Suko saßen nebeneinander, sowie Marek und Jane. Powell saß allein. Es geschah selten, daß er bei einem Einsatz mitmischte. Und wenn, dann mußte es wirklich um alles gehen. Und hier war das der Fall.
Deshalb waren die Mienen der Freunde so ernst und angespannt.
Längst liefen die Motoren warm. Niemand sprach ein Wort. Bill saß am Fenster, nagte auf der Unterlippe und blickte nach draußen, wo die Rollbahnbeleuchtung wie eine zweireihige Perlenschnur in die Dunkelheit schnitt.
Dann rollte die Cessna an. Erst langsam. Schwerfällig legte der Pilot sie in eine Kurve, bis er freie Bahn hatte, und gab dann Gas. Die Motoren brachten ihre volle Leistung, die Cessna rollte – und hob ab.
Die Freunde wollten bis zur Landung angeschnallt bleiben. Der Pilot flog eine Rechtskurve und hatte dann die nötige Höhe. Er stand mit dem Tower der Air-Force-Base in laufender Funkverbindung.
Bill schaute nach unten. Das Land lag da wie ein riesiger dunkler Teppich, nur hin und wieder unterbrochen von winzigen Lichtern…
Kurs Nord-Südost. Klare Sicht, kein Nebel. Fast ideale Nachtflugvoraussetzungen.
Ruhig liefen die Motoren. Auch die Maschine selbst vibrierte kaum. Sie war glänzend in Schuß gehalten worden. Immer weiter rauschte der metallene Vogel seinem Ziel entgegen. Die Passagiere sprachen nicht. Es gab nichts zu sagen. Alles war abgesprochen. Jeder hing seinen Gedanken nach, und es lag auf der Hand, daß diese sich nur um einen Punkt drehten. Träge verging die Zeit. Dann erklang die Stimme des Piloten aus dem Bordlautsprecher.
»Zielanflug in genau fünf Minuten und siebenundvierzig Sekunden. Over.«
Es war also bald soweit. Nun hoffte jeder, daß das Kommando glatt über die Bühne lief und daß die Überraschung so gelang, wie es geplant worden war.
Die Maschine sackte tiefer. Urplötzlich, weil ein Luftloch ihren Kurs kreuzte. Dann flog sie wieder ruhig, verlor dabei mehr an Höhe und ging auf Landeanflug. Bill drehte den Kopf. Der Pilot mußte die Landung im Dunkeln riskieren. Eine verdammt haarige Angelegenheit,

die nur absoluten Könnern zuzutrauen war. Eine größere Unebenheit im Boden, und es war aus. Rasend schnell näherte sich die weite Lichtung. Die letzten Bäume huschten unter den ausgefahrenen Landerädern weg, dann gab es nur noch das freie Feld und die Dunkelheit. Die Cessna setzte auf. Hart, zu hart.

Sie wurde durchgeschüttelt, schwankte. Enorm hoch war noch die Geschwindigkeit, doch der Pilot brachte das Flugzeug tatsächlich unter Kontrolle.

Kein Landebein knickte ein, keine Bodenwelle zerstörte die Tragfläche. Die Landung verlief glatt.

Ein Lob dem Piloten. Er war in der Tat ein exzellenter Flieger. Langsam rollte die Cessna aus. Sie bockte noch ein paarmal wie ein widerspenstiger Mustang, stand aber dann. Den Freunden fiel ein Stein vom Herzen. Die letzten Minuten waren arg schlimm gewesen.

Superintendent Powell wischte sich mit einem Tuch über die Stirn. Bill konnte sich eine Bemerkung nicht verkneifen. »Eine Cessna ist kein Rolls-Royce, Sir.«

»Ich habe es bemerkt.«

Die Anschnallgurte fielen. Suko stand als erster auf, öffnete die Tür. Langsam fuhr die Leiter aus.

Der Pilot hatte seine Kanzel bereits verlassen und stand wartend im Gras.

»Kompliment«, sagte Suko, »astreine Landung, die Sie da hingelegt haben.«

Der Mann schien ähnliche Bemerkungen und Lobeshymnen gewohnt zu sein, denn er verzog keine Miene. Superintendent Powell sprach noch kurz mit ihm. »Sie kennen Ihre Order?«

»Ja, Sir, ich werde hier mit Ihnen warten.«

»Gut.«

Der Pilot salutierte lässig, stieg in den Rumpf der Maschine und begann damit, das Wichtigste herauszuschaffen.

Es waren Raketen! Sogenannte Ein-Mann-Raketen oder Ein-Mann-Hubschrauber, wie sie die Army vor Jahren entwickelt hatte. Die Fluggeräte hatten sich aber nie richtig durchgesetzt und staubten vor sich hin.

Für jeden lag ein Gerät parat. Auch der alte Marek hatte darauf bestanden, eins zu bekommen.

Mit Hilfe des Piloten legten Bill, Suko, Marek und Jane ihre übergroßen »Rucksäcke« an. Die wesentlichen Teile dieses Ein-Mann-Fliegers waren ein Treibstofftank und der Propeller. Außerdem ein Hebel zum Steuern. Keiner von ihnen war jemals mit diesen Dingern geflogen. Ob es klappte, stand noch nicht fest. Aber es war der schnellste Weg, John Sinclair sowie Sheila und dem Jungen zu Hilfe zu eilen.

Der Propeller oder Minirotor befand sich etwa ein Yard über den Köpfen der Freunde.

Durch einen Knopfdruck begann er zu rotieren. Bill und Suko probierten es als erste aus. Knattern, Stottern, und dann drehte sich das Ding. Bill gab mehr Stoff und hob ab.

Er flog eine Runde, winkte zum Zeichen, daß alles gut lief. Bei Suko ging es ebenfalls vorzüglich. Marek hatte Schwierigkeiten, wurde aber damit fertig, und auch Jane fühlte sich auf einmal wie ein Vogel. Sie mußten nur achtgeben, daß sie mit den Rotorblättern in keine Baumkronen gerieten. Dann war es aus. Die Richtung hatten sie sich eingeprägt. Waffen waren auch vorhanden. Der Fall trat in die letzte, heißeste Phase…

***

Sheila Conolly lag auf dem Bauch. Sie spürte den feuchten, weichen Boden unter sich und hörte Johnnys dünnes Wimmern. Hart biß sie sich auf die Lippen. Sie schmeckte Blut. Die Vampire hatten sie eingekreist und wollten ihren Lebenssaft. Nur dadurch konnten sie existieren, nur deshalb waren sie geschaffen. Und Sheila war ein wehrloses Opfer.

Auch der dritte Mortimer-Sohn kam jetzt heran. Er lief schnell, als hätte er Angst, etwas zu versäumen.

»Steh auf!« befahl Hivar. »Los, hoch mit dir!«

Sheila blieb liegen. Sie konnte nicht mehr, war am Ende ihrer Kräfte.

Da packte Hivar zu. Seine Finger wühlten sich in den Pelz der Jacke und zogen die junge Frau auf die Füße.

Sheilas Kopf pendelte haltlos nach links. »Laßt mich doch«, flüsterte sie. »Bitte – laßt mich…«

Wie in Trance hielt sie ihren kleinen Sohn umklammert. Wenn ihm nur nichts passierte!

Einer der Untoten baute sich hinter Sheila auf. Er hielt ihren Kopf fest, ein zweiter umklammerte ihre Arme.

Und Hivar stand vor ihr.

Er war ebenso bleich wie die anderen Blutsauger. Sein fahles Haar hing ihm in die Stirn, die Mundwinkel zuckten. Noch hielt er seine beiden Zähen verborgen.

Noch…

Eine eiskalte Hand faßte nach Sheilas Kinn.

Finger streichelten die Haut. Hivar wollte mit seinem Opfer spielen.

»Macht Schluß!« flüsterte Sheila. »Bitte macht Schluß. Aber verschont meinen Sohn. Er – er ist doch noch so klein…« Sheila Conolly begann zu weinen.

Die Vampire rührte das nicht. Sie kannten keine Gefühle. Sie waren Bestien aus einer anderen Welt. Lebende Tote, deren Sinn danach

trachtete, zu überleben.
Durch das Blut der Menschen.
»Wie du willst!« keuchte Hivar und öffnete seinen Mund. Er legte die Hände auf Sheilas Schultern und näherte sich ihrem schlanken Hals…

***

Es war ein herrliches Gefühl, so zu schweben. Der Ein-Mann-Hubschrauber ließ sich fantastisch lenken. Sie probierten es aus, indem sie über der Landefläche kreisten. Powell schaute zu ihnen hoch. Ein stilles Lächeln lag um seine Mundwinkel. Er wünschte den Freunden alles Gute und hoffte, jeden gesund wiederzusehen.
Bill und Suko übernahmen die Führung. Suko flog etwas schräg versetzt. Sie mußten achtgeben, daß sich die Rotorblätter nicht berührten. Wenn das geschah, fielen sie wie Steine dem Boden entgegen.
Die Richtung war klar. Bill hatte sich die Karte sehr gut eingeprägt. Licht besaßen sie auch. Starke Scheinwerfer aus Armybeständen hingen in Hüfthöhe. Jetzt mußte nur noch der Überraschungsangriff gelingen. Sie wollten auf dem Gelände des kleinen Friedhofs landen, um dann mit ihrer Befreiungsaktion zu beginnen.
Beißend schnitt der Wind in die Gesichter. Schon bald tränten ihnen die Augen. Die Luft war kalt, und der Flugwind verschärfte die Kälte noch. Schon bald tränten Jane die Augen, und hätte sie keine Handschuhe getragen, wären ihr sicherlich die Finger abgestorben.
Sie flogen über den Bäumen. Vier Menschen, die aussahen, als kämen sie aus einem Science-Fiction-Film. Auch der alte Marek hielt sich tapfer.
Das Mondlicht erwies sich als große Hilfe. Und der silberne Schein würde auch die Leichenhalle treffen, davon waren die Freunde überzeugt.
Plötzlich wies der an der Spitze fliegende Bill nach vorn. Schräg zeigte seine Hand nach unten. Er wandte kurz den Kopf und sah, daß die anderen verstanden hatten. Zwei Sekunden später schaltete Bill seine Lampe ein. Die anderen folgten seinem Beispiel. Gleichzeitig gingen sie tiefer.
Vier Lichtspeere durchschnitten die Finsternis, zuckten über Bäume, streiften den Kuppelbau der Leichenhalle, wanderten rasch weiter, erreichten den Friedhof und rissen einige Grabsteine aus der Dunkelheit sowie den umgekippten Bus. Und sie trafen noch etwas anderes. Eine Frau und drei Vampire! »Sheila!« brüllte Bill.
Und dann jagte der Reporter wie ein Teufel dem Erdboden entgegen…

***

Kalurac deutete auf den etwas höher stehenden Sarg. »Gefällt er dir,

John Sinclair?«

Ich verzog die Lippen. »Soll ich dir tatsächlich darauf eine Antwort geben?«

»Nun, er wird deine Ruhestätte sein. Jeder Vampir wäre froh, solch einen Sarg sein eigen nennen zu dürfen. Du siehst, ich behandle dich als etwas Besonderes.«

»Du hast dich über mich informiert?« erkundigte ich mich.

»Ja. Meine körperliche Hülle war zwar zerstört, aber nicht mein Geist. Er schwebte durch die Dimensionen und wartete die Zeit im Reich der Schatten ab, um wieder in den Körper fahren zu können. Es war eine zu lange Zeit. Ich erlebte mit, was auf der Erde geschah, war gewissermaßen der Beobachter und mußte mit ansehen, wie du Brüder von mir vernichtet hast. Es war schlimm für mich, daß ich aus meinem Gefängnis nicht herauskonnte. Der Spuk weigerte sich, mich zu befreien. Ich mußte warten, nur warten.«

Kaluracs Gesicht verzerrte sich, als er in der Erinnerung daran dachte.

»Mir ging es wahrhaftig nicht gut, genau wie meinen noch lebenden Brüdern in den zivilisierten Gegenden. Auch sie hatten einen großen Teil ihrer Macht verloren, vegetierten dahin und ernährten sich von dem Blut erlegter Tiere. Eine Schande für jeden Vampir. Was blieb, war die Zeit, die irgendwann kommen sollte. Nun ist sie angebrochen, und wir sind dabei, auch noch die letzten Hindernisse aus dem Weg zu räumen. Diese Sheila Conolly war ein guter Lockvogel. Du wirst sehen, in den nächsten Minuten kommt sie zurück in diese Leichenhalle. Als eine Schwester von uns. Und sie wird fordern, daß auch du in unseren Kreis hineintrittst und für unsere Sache kämpfst.«

Die rote Rebecca mischte sich ein. »Warte nicht so lange!« rief sie schrill. »Nimm ihn jetzt!«

Ich spannte meine Muskeln. Mein ganzer Körper stand unter Spannung. Von der Seite her näherte sich ein alter Vampir. Es war Ceprac, der Österreicher. Er streckte seine Arme vor und berührte mich. Dabei zog er die Lippen von den Zähnen und zeigte sein gelbes Vampirgebiß. Bis zur Schulter ließ ich ihn kommen, dann stieß ich ihn zurück. Der Alte kämpfte vergeblich, er kam gegen mich nicht an. Er schlug zu Boden und kreischte. Seine Landung war so etwas wie ein Startsignal für die Zwillinge. Sofort stürmten sie auf mich zu. Und dann gellte Kaluracs Befehl. »Packt ihn und schafft ihn zu mir! Ich will ihn haben!«

Die vier jungen Leute, die sich ebenfalls noch in der Leichenhalle befanden, schrien auf. Ängstlich verdrückten sie sich in eine dunkle Ecke. Auch der zweite junge Mann war inzwischen aus seinem Sarg geklettert.

Die Tür war nicht verschlossen! Das hatte ich genau gesehen. Ich

schrie die vier an. »Flieht! Durch die Tür! Beeilt euch, macht schnell!«
Ich bekam nicht mit, ob sie mich verstanden hatten, denn Gorum und Vlado rückten mir verdammt dicht auf den Pelz. Jetzt wurde es gefährlich.
Dem ersten ungestümen Angriff wich ich geschickt aus. Eine Hand mit langen Nägeln fetzte über meine Jacke. Mit einem schnellen Tritt beförderte ich einen Vampir weiter in die Leichenhalle hinein.
Ich rannte zu den Särgen. In Windeseile hatte ich mir einen Plan zurechtgelegt. Einen verzweifelten Plan, aber vielleicht die einzige Möglichkeit, doch noch etwas länger zu überleben. Denn noch immer hoffte ich auf Bill, Suko und Jane. Und darauf, daß sie Marek mitbrachten, denn er besaß den Eichenpflock, der für Kalurac reserviert war.
Draculas Neffe stand wie ein König in der Leichenhalle und schaute dem Kampf mit lüsternen Blicken zu.
Ich drehte mich auf der Stelle und sprintete auf die Reihe der Särge zu. Doch da waren noch Rebecca und die beiden alten Vampire, die mir den Weg abschneiden wollten.
Rebecca war schneller.
Mit ausgestreckten Armen und gespreizten Händen, dabei das Gesicht zu einer Grimasse verzerrt, stürzte sie auf mich zu.
Ich duckte mich, stoppte den Lauf etwas ab, umklammerte mit beiden Händen ihre Hüften, hob die kreischende Frau hoch und schleuderte sie über mich hinweg.
Ich hatte freie Bahn.
Schon war ich bei den Särgen.
Es waren einfache Totenkisten aus Fichtenholz, ziemlich flach, so wie man sie im Orient findet.
Und leicht zu packen.
Ich hob sie an.
Geschlossen rannten die Vampire auf mich zu.
Sie bildeten eine Front. Aus den Augenwinkeln sah ich, wie die vier jungen Leute in Richtung Tür schlichen.
Hoffentlich gelang ihnen die Flucht.
Dann mußte ich mich um die Angreifer kümmern. Jetzt waren sie nahe genug heran.
Ich schleuderte den Sarg mit voller Kraft auf sie zu. Die ganze Breitseite traf und riß eine Lücke.
Rasch bückte ich mich und packte den nächsten Sarg. Wuchtig schmetterte ich ihn gegen die Wand.
Die Totenkiste zersplitterte. Ich faßte eine lange Latte, riß sie aus dem Gefüge und hielt so etwas wie eine Waffe in der Hand.
Fest packte ich zu.
Ezra Mortimer war der erste, der mich angriff.

Er lief in meinen Drehschlag und wurde zurückkatapultiert.
Dann sprang ich zur Seite.
Kalurac merkte, daß nicht alles so lief, wie er es sich vorgestellt hatte, daß ich trotz seiner mir entgegengestellten Übermacht doch noch in der Lage war, zu kämpfen. Und das machte ihn rasend.
»Nieder mit ihm!« brüllte er. »Macht ihn nieder!«
Ich lächelte grimmig. Okay, sollten sie kommen, diese verdammten Blutsauger. Ich würde sie entsprechend empfangen. Die Untoten waren jetzt vorsichtiger. Mein Überlebenswille hatte sie doch gewarnt.
Sie schlichen von der Seite auf mich zu, zogen einen Halbkreis und wollten mich so in die Zange nehmen. In meinem Rücken spürte ich die Mauer. Die Kälte des Gesteins drang durch die Kleidung, aber ich war heilfroh, daß ich den Rücken frei hatte. So konnte ich mich voll auf die Angriffe vor mir konzentrieren. Wenn ich an Sheila dachte, wurde mir fast übel. Die Angst um sie war so stark geworden, daß mir sogar das Atmen schwerer fiel. Kalurac hatte sie kurzerhand nach draußen geschickt. Genau in die Fänge seiner Getreuen. Sheila hatte keine Chance.
Ich stellte mir vor, wie sie als weiblicher Vampir zurückkehrte. Und mir war auch klar, was ich dann zu tun hatte. Wenn ich überlebte… O Gott, nur nicht daran denken.
Kalurac hatte seinen Spaß. Er spielte mit mir wie ein Kind mit einem Weihnachtsgeschenk. Er wollte mich erst kampfunfähig machen, um dann seine Rache befriedigen zu können. Aber noch lebte ich. Und ich würde es ihnen zeigen.
Hart umklammerte meine rechte Faust die etwa armlange Holzlatte. Ich konnte damit die Vampire zwar nicht endgültig ausschalten, aber sie reichte aus, um mir Respekt zu verschaffen. Vorläufig jedenfalls.
Rasch warf ich einen Blick zur Tür. Die Mädchen standen dort. Aus angstvollen Augen starrten sie zu uns rüber. Und die beiden jungen Männer?
Sie hatten ihre Angst überwunden und wollten mir helfen. So edel und löblich dieser Vorsatz auch war, doch er rentierte sich nicht. Es war Wahnsinn, was sie vorhatten. Sie hatten keine Erfahrung mit Vampiren. Sie würden ihnen buchstäblich ins offene Messer laufen.
»Nicht!« rief ich. »Bleibt stehen. Weg da!«
Gorum und Vlado drehten die Köpfe. Dann sprinteten sie los, auf die jungen Männer zu.
Wie erstarrt blieben Barry und Robby stehen. Ich löste mich von der Wand, jumpte über die Särge und griff die rothaarige Untote sowie die beiden Alten an.
Den Knüppel führte ich wie ein japanischer Kendo-Kämpfer. Die Untoten kamen gar nicht dazu, sich an meinen Körper wie Kletten zu hängen, und der Rothaarigen gab ich eins auf die Finger, daß sie

aufschreiend zurückwich. Ich wollte den Weg frei haben.

Da griff Kalurac ein. Er befand sich in meinem Rücken, sah, daß das Spiel nicht nach seinen Regeln lief, und sprang mich von hinten an.

Die Wucht des Aufpralls überraschte mich. Ich fiel zu Boden, wollte mich abstützen, kam hart mit der Lattenspitze auf, und dabei brach das Holz.

Jetzt hielt ich nur noch ein etwa unterarmlanges Stück in der Hand, und das nutzte mir im Augenblick verdammt wenig. Soeben sah ich noch, daß Gorum und Vlado die beiden jungen Männer zu Boden schleuderten, sich auf sie warfen und zwei kämpfende, um sich schlagende Knäuel bildeten. Ich prallte auf den Bauch, stieß mit dem Kinn gegen den Boden, und meine Zähne klackten aufeinander. Kalurac lag über mir. An meinem Ohr hörte ich sein schreckliches Fauchen. Dabei roch ich den Moder der Jahrhunderte, winkelte die Arme an und versuchte, mich mit den Ellbogen hochzustützen.

Ich schaffte es nicht. Kaluracs Kräfte waren übergroß. Da gab ich nach.

Zusammen mit dem Vampir rollte ich zur Seite, gab mir aber selbst noch Schwung, so daß ich plötzlich auf ihm lag. Und zwar mit dem Rücken.

Kalurac lachte nicht mehr. Er fauchte wütend. Ein Schrei!

Einer der alten Vampire hatte das rothaarige Mädchen gepackt, während Rebecca ihren Zwillingsbrüdern beistand. Der Alte zerrte das Girl tiefer in die Leichenhalle hinein. Ich mußte was tun.

Meine Hände fanden die Finger des Blutsaugers, krallten sich fest, ein Ruck – und ich hatte den Griff gesprengt. Sofort schnellte ich hoch. Mit langen Schritten jagte ich auf den alten Vampir zu, riß ihn im letzten Moment zurück und zog meine Rechte von unten nach oben. Ich traf voll.

Er wurde durch die offenstehende Tür geschleudert und rollte sich überschlagend die Treppe hinunter in das tiefer gelegene Gewölbe der Leichenhalle. Kalurac hetzte auf mich zu.

Sein Gebiß war deutlich zu sehen. Er hatte den Mund weit geöffnet, und jetzt sah ich seine Zähne zum ersten Mal. Es waren nicht nur zwei, sondern vier. Zwei oben und zwei unten.

Ein wahrlich teuflisches Gebiß, das dieser Supervampir zur Schau trug. Um in den Kampf der anderen eingreifen zu können, mußte ich an Kalurac vorbei. Und es sah nicht danach aus, daß ich es schaffen konnte.

Doch da geschah etwas, womit ich nicht mehr gerechnet hatte. Deutlich vernahmen wir von draußen die knatternden Rotorgeräusche. Und plötzlich lachte ich. Irre und irgendwie erlöst. Bill Conolly und die anderen waren da. Jetzt konnte sich Draculas Neffe auf einiges gefaßt machen…

***

»Bill!«

Der Reporter hörte den verzweifelten Aufschrei seiner Frau und raste im wahrsten Sinne des Wortes raketengleich dem Erdboden entgegen. Er kam hart mit den Hacken auf, bohrte sich in den weichen Boden, stellte gleichzeitig den Rotor ab, daß sich die Blätter zusammenfalteten, und fiel nach vorn. Die Vampire spritzten auseinander, als hätte eine Bombe unter ihnen eingeschlagen.

Sheila wälzte sich auf den Rücken, während Bill auf die Füße sprang und nach seiner Waffe angelte. Er trug eine mit Eichenbolzen geladene Druckluftpistole bei sich. Es dauerte seine Zeit, bis er sie unter der Parka hervorgefingert und in Anschlag gebracht hatte. Der jüngste Mortimer-Sohn sprang über Sheila hinweg und stürzte sich auf Bill. Der Reporter schoß.

Pfeilschnell verließ der Eichenbolzen den unförmigen Lauf und traf den Vampir dort, wo das Herz des Untoten steckte. Der Blutsauger kippte zur Seite. Dicht neben Bill prallte er zu Boden. Der Reporter sprang auf die Füße. Mit schußbereiter Waffe kreiselte er herum und suchte die anderen beiden Blutsauger.

Die jedoch hatten das Schicksal ihres Bruders mitbekommen, sich in Fledermäuse verwandelt und stießen pfeilschnell in die Dunkelheit. Sie wollten den blendenden Lampenstrahlen entgehen, doch da spielten Suko und Jane Collins nicht mit. Während Marek, der Pfähler, gelandet war und sich suchend umsah, wobei er seinen Flugapparat von der Schulter schnallte, kreisten Suko und Jane noch. Die Fledermäuse wären ihnen sonst entkommen. Kaum eine Armlänge von Jane Collins entfernt rauschte eine der Bestien vorbei.

Jane sah die rötlich schimmernden Augen im Bruchteil einer Sekunde. Auch sie hatte eine Waffe.

Eine kurze Drehung, und der Flugapparat jagte mit Jane hinter der Fledermaus her.

Mit der linken Hand hielt Jane die Lampe. Sie strahlte damit die Fledermaus an, und noch ehe diese durch ein Zickzack-Manöver den tödlichen Silberkugeln entgehen konnte, drückte die blonde Detektivin zweimal ab.

Die Flugbewegungen des Vampirs wurden torkelnder, unkontrollierter. Er geriet ins Trudeln wie eine defekte Maschine und schmierte ab.

Im kahlen Geäst eines Baumes blieb der Untote hängen. Er brach noch einige Zweige ab, dann zerfiel er langsam zu Staub. Jane Collins drehte eine Runde. Sie suchte Suko, den Chinesen, sah ihn über sich und bemerkte, daß er sich immer höher schraubte.

Der Lampenstrahl tanzte dem Himmel entgegen und verlor sich in der Finsternis. Dem letzten Blutsauger mußte es in der Tat gelungen

sein, vorerst zu entkommen.

Doch er kannte Suko nicht. Und auch Jane rechnete nicht mit der Hartnäckigkeit des Chinesen.

Plötzlich hörte sie einen gellenden Schrei, der selbst noch das Knattern der Rotorblätter übertönte.

Den Schuß oder die Schüsse aus Sukos Waffe hatte sie nicht vernommen.

Drei Atemzüge später rauschte ein schwerer Körper vom Himmel. Er streifte Jane beinahe, so dicht wirbelte er an ihr vorbei.

Es war der dritte Mortimer-Sohn. Als er auf den Boden schlug, löste sich sein untoter Körper bereits auf. Dann flog Suko herbei. Grüßend hob er die Hand und deutete nach unten. Landen!

***

D. Kalurac knurrte böse. Mein Lachen endete abrupt.

Ich blickte an Kalurac vorbei und sah, daß auch die anderen Vampire von ihren Opfern abgelassen hatten. Die jungen Leute lebten noch. Sie schienen nicht einmal verletzt zu sein.

Ein doppelter Stein fiel mir vom Herzen. Doppelt aus dem Grunde, weil meine Freunde es geschafft hatten, gerade noch rechtzeitig zu erscheinen.

Natürlich wußte ich von dem gewagten Plan. Schließlich hatte ich mitgeholfen, ihn vorzubereiten. Und es hatte tatsächlich geklappt.

Der Vampir drehte hastig den Kopf und starrte mich wieder an. Unsere Blicke bohrten sich ineinander.

Selbst im flackernden Fackellicht erkannte ich, daß sich der Ausdruck in seinen Augen verändert hatte. Der Triumph war gewichen. Jetzt las ich Mißtrauen, Unverständnis und so etwas wie Angst darin.

»Was hat das zu bedeuten?« fragte er scharf.

Ich ließ mir Zeit mit der Antwort, wollte ihn etwas hinhalten, um ihn vielleicht noch unsicherer zu machen.

Dann erwiderte ich: »Ich habe ebenso wie du mein Versprechen gehalten und bin waffenlos zu dir gekommen, Kalurac. Aber ich habe in den letzten Jahren gelernt: Man soll und darf nie einem Dämon trauen! Diese sprichwörtliche Weisheit habe ich mir sehr gut hinter die Ohren geschrieben und mich auch danach gerichtet. Ich ahnte, daß du falschspielen würdest, und deshalb habe auch ich einen Trick in der Hinterhand. Das sind meine Freunde. Denn im Gegensatz zu euch haben wir Menschen euch eins voraus: Es gibt unter uns noch Freundschaften und so etwas wie Zusammenhalt. Meine Freunde und ich haben oft bewiesen, daß wir letzten Endes den Dämonen der Finsternis überlegen sind. Gerade weil wir uns aufeinander verlassen und jeder sein Leben für den anderen geben würde. Du hast es erlebt.

Sheila Conolly, die Frau meines ältesten Freundes, war es mir wert. Jetzt aber sind die anderen gekommen, um mich zu retten. Und sie, Kalurac, sind nicht waffenlos. Auch Draculas Neffe wird nicht überleben.«

Er lachte nur. »Es haben schon andere versucht, mich zur Strecke zu bringen, und sind gescheitert. All meine Diener kannst du mit einer Silberkugel oder dem Eichenpflock töten – mich jedoch nicht. Ich habe mich so entwickelt, daß ich gegen diese Art von Waffen immun bin. Sie können dir ruhig dein Kreuz mitgebracht haben, Geisterjäger. Es nützt dir gar nichts. Nicht das letzte Stuck Dreck unter dem Fingernagel.« Ich lächelte, und das machte ihn unsicher. »Das Kreuz allein nicht«, gab ich zu. »Aber in Verbindung mit dem jahrhundertealten Eichenpflock wird es Kräfte entfalten, die auch dir gefährlich werden können, ja die tödlich für dich sind.«

»Hast du den Pflock?«

»Noch nicht. Aber es gibt jemanden, der extra aus Rumänien gekommen ist, um dir zu begegnen, Kalurac. Rate mal, wer das ist!«

»Marek?«

»Genau, Marek, der Pfähler. Und er ist nicht gekommen, ohne ein Geschenk mitzubringen. Eben den bewußten Pflock!«

Der Supervampir zuckte zusammen. Unwillkürlich ging er einen Schritt zurück.

»Angst?« höhnte ich.

»Du lügst!« zischte er.

»Nein, ich spreche die Wahrheit.«

Die anderen Vampire hatten unserem Dialog zugehört. Und natürlich wußten sie über diese Waffe Bescheid.

Die rothaarige Rebecca machte sich zur Sprecherin. »Stimmt das, was er sagt?«

Unwirsch schüttelte Kalurac den Kopf. »Er will nur sein erbärmliches Leben retten, das ist alles.«

»Das wollte ich vielleicht vor zehn Minuten noch«, erklärte ich. »Jetzt sehen die Vorzeichen anders aus. Und wie ich meine Freunde kenne, werden sie deine drei Aufpasser draußen längst erledigt haben. Es kann nicht lange dauern, bis sie die Halle stürmen.«

»Dann laß uns fliehen!« schrie Rebecca Ceprac. Auch die anderen stimmten ihr laut rufend zu. Vergessen waren die vier jungen Leute, jetzt ging es um ihr höllisches Leben.

Draculas Neffe zögerte. Noch wollte er sich die Niederlage nicht eingestehen.

Und auch ich stand auf heißen Kohlen. Wenn Bill, Suko und Jane nicht bald auftauchten, dann mußte ich die Blutsauger ziehen lassen. Allein konnte ich sie nicht aufhalten.

»Los, weg hier!« kreischte die Rothaarige. Sie hängte sich an Kaluracs

Arm, doch der stieß sie grob zur Seite.
Dafür herrschte er die Zwillinge an: »Seht nach!«
Gorum und Vlado schritten zur Tür. Zögernd, so als hätten sie Angst, sie aufzuziehen.
»Macht schon!« brüllte Kalurac.
Die Zwillinge waren an der Tür. Rebecca und die beiden alten Vampire beobachteten sie.
Doch Gorum und Vlado brauchten die Tür nicht mehr aufzuziehen. Sie wurde aufgestoßen. Von außen.
Und mit ungeheurer Wucht.
Alles ging so schnell, daß die Vampir-Zwillinge nicht mehr ausweichen konnten. Der Türflügel knallte gegen sie und schleuderte sie nach hinten.
Einer fiel gegen die Wand. Der andere konnte seinen Sturz noch auffangen, zwei Sekunden später erwischte es auch ihn. Suko hatte geschossen. Mit einer Silberkugel. Der Vampir verging.
Mein Partner aber stürmte in die Leichenhalle. Hinter ihm sah ich Jane Collins und auch den alten Marek. Sie kamen wie ein Ungewitter.
Suko schlug sich eine Bresche. »John!« gellte seine Stimme und übertönte die Schreie der Untoten.
»Hier!«
Kalurac wischte zur Seite weg. Suko warf meine Beretta. Sie trudelte durch die Luft, über den Kopf der roten Rebecca hinweg, und ich fing die Waffe auf.
Rasend vor Wut wollte sich Rebecca auf mich stürzen. Sie drehte völlig durch. Ich feuerte aus der knienden Stellung. Aus der Entfernung konnte ich einfach nicht vorbeischießen.
Plötzlich wurde das Gesicht der Frau alt und grau, die bleiche Haut verwandelte sich zu einem runzelig erscheinenden Astwerk. Schwer fiel Rebecca zu Boden. Aber das sah ich längst nicht mehr. Ich suchte Draculas Neffen.
Er war nicht aufzufinden. Dafür aber sah ich die beiden alten Vampire. Sie flohen.
Kopflos rannten sie in ihrer Panik auf die Treppe zu, die in die tieferen Gewölbe führte. Jane Collins und Suko nahmen die Verfolgung auf. Nur der alte Marek blieb in der Halle.
Er hatte etwas für mich. Den Pflock – und mein Kreuz.
»John Sinclair!« rief er und rannte auf mich zu. »Nehmen Sie das, bitte. Nur so können Sie ihn vernichten!«
Marek, der Pfähler, hielt mir beides hin. Ich nahm die Waffen und erkannte, daß sich Marek entschlossen hatte, Kalurac nicht zu verfolgen.
Der Rumäne wollte mir den Triumph des Sieges überlassen! Dankbar nahm ich beides entgegen und wollte aus der Leichenhalle laufen, als

Marek mich festhielt.
»Moment noch«, sagte er, »die Zeichen auf deinem Kreuz muß ich dir erklären.«
»Aber ich…«
»Kein aber, du mußt es wissen.« Er war wieder in den vertrauten Tonfall gefallen. »Es ist ungeheuer wichtig. Dieses Kreuz ist uralt. Sieh die vier Zeichen, es sind die Insignien der vier Haupterzengel. Michael, Gabriel, Raphael und Uriel! Merke dir diese Namen. An jedem Ende des Kreuzes hat einer von ihnen sein Zeichen hinterlassen. Und wenn du willst, daß das Kreuz seine Kraft entfaltet, mußt du die vier Namen rufen. Denk daran, die vier Namen!«
Gebannt hatte ich zugehört. Jetzt endlich wußte ich, was die geheimnisvollen Zeichen zu bedeuten hatten und wer sie hineingeätzt hatte. Ein Schauer lief mir über den Rücken. Was mußte dieses Kreuz für eine Geschichte hinter sich haben? Sicherlich war es so alt wie die Urkirche selbst. Dann war es nach Rumänien gelangt und von dort aus nach England, um in meinen Besitz überzugehen. Stolz erfüllte mich. Stolz und Verantwortung. Marek und ich sahen uns in die Augen.
»Danke«, sagte ich heiser. »Ich danke dir.«
Dann verließ ich die Leichenhalle. Der Vampir hatte einen Vorsprung, und es war fraglich, ob ich ihn aufholen konnte. Plötzlich sah ich Bill Conolly. Zusammen mit seiner Frau hockte er auf dem Boden. Auch er entdeckte mich.
»John!« Ich lief zu ihm.
»Sheila lebt«, waren seine ersten Worte.
Mir fiel der berühmte Stein vom Herzen. Doch ich hatte keine Zeit, auf eine lange Wiedersehensrede einzugehen, denn noch befand sich Kalurac in Freiheit.
»Hast du ihn gesehen?« fragte ich Bill.
»Wen?«
An der Frage erkannte ich, daß Bill Conolly ihn nicht entdeckt hatte. Er war zu sehr mit Sheila beschäftigt gewesen. Verständlich. Aber ich mußte Kalurac haben. Koste es, was es wolle.
Spähend schaute ich mich um. Meine Blicke tasteten das Dunkel ab, glitten hinüber zum Waldrand. Ich sah auch den umgekippten Bus, erfaßte die Grabsteine und glaubte, hinter einem der Denkmäler eine Bewegung gesehen zu haben. Hastig lief ich auf den Grabstein zu. Ich hatte mich nicht getäuscht.
Plötzlich tauchte hinter dem Grabstein eine große, dunkle Gestalt auf. Es war Kalurac. Warum er dort gelauert hatte und nicht geflüchtet war, konnte ich nur ahnen. Vielleicht wollte er abwarten, wie sich der Kampf entwickelte, oder er konnte nicht begreifen, daß er verloren hatte. Auf jeden Fall war er da. Und nur das zählte.
Ich sprintete auf den Grabstein zu. Der weiche Boden gab nur wenig

Trittfestigkeit. Dreckklumpen spritzten nach hinten weg. »Bleib stehen!« brüllte ich, doch der Vampir dachte gar nicht daran.

Er drehte sich, lief hinter den Bus und war verschwunden. Zwei Sekunden geschah nichts. Ich blieb stehen. Dann aber hörte ich sein Lachen. Im nächsten Augenblick tauchte eine riesige Fledermaus hinter dem Bus auf und schwebte langsam in die Höhe. Bis zu mir hörte ich das Rauschen der gewaltigen Flügel. Ich hob die Waffe, ließ sie sinken und steckte sie weg. Nein, mit der Beretta allein konnte ich ihn nicht besiegen. Den Eichenpflock hatte ich in meinen Hosengürtel geschoben.

»Nimm den Hubschrauber!« schrie Bill. »Beeil dich, John. Mach schon. Sonst entkommt er dir!«

Mein Freund hatte recht. Nur wenn ich mir das Fluggerät umschnallte, bestand für mich noch die Chance, den Blutsauger zu fassen.

Das nächste greifbare Gerät lag nur ein paar Schritte von mir entfernt. Über die Funktion wußte ich Bescheid. Es bereitete mir auch keine Schwierigkeiten, es auf den Rücken zu schnallen.

Hart spannten sich die Riemen über meine Brust. Ich legte den Starthebel um.

Der Rotor faltete sich über mir auf, begann zu kreisen. Ich gab etwas Gas – und dann hob ich ab.

Stieg dem nachtdunklen Himmel entgegen, hatte wenige Atemzüge später schon die Baumwipfel erreicht und spürte den kalten Nachtwind schneidend im Gesicht. Die letzte Runde hatte begonnen!

***

Noch nie in meinem Leben war ich mit einem Ein-Mann-Hubschrauber geflogen.

Ich mußte mich erst mit der Bedienung vertraut machen, doch nach wenigen Sekunden schon beherrschte ich das Gerät. Die Steuerung war denkbar einfach.

Jetzt erst konnte ich mich voll auf die Suche nach meinem Gegner konzentrieren.

Der Vorteil war das Mondlicht. Hinzu kam der steife Nachtwind, der den Himmel von Wolkenbergen blankgefegt hatte. Auch der Nebel war verflogen. Ich hatte klare Sicht.

Etwa zehn Yards über den Baumwipfeln kreiste ich in der Luft. Ich war für solch einen Flug nicht angezogen. Der Wind fuhr durch meine Jacke, biß auf der Haut und ließ den Stoff knattern. Lange konnte ich es sicherlich nicht aushalten. Irgendwann wurden meine Gelenke steif und bewegungsunfähig. Suchend glitten meine Blicke über den Himmel. Weit riß ich die Augen auf, doch dann schloß ich die Lider wieder halb, denn der beißende Wind trieb mir die Tränen hinein. Ich

zog die Kreise weiter. Mit Schrecken dachte ich daran, daß der Vampir nur abzuwarten brauchte, bis der Treibstoff verbraucht war. Dann mußte ich runter. Verdammt!

Über die Leichenhalle flog ich hinweg. In der Ferne sah ich ein paar vereinzelte Lichtpunkte blitzen. Dort lag ein Dorf. Die Lichter kamen mir vor wie der Gruß aus einer anderen Welt. Auf einmal sah ich die Fledermaus. Es geschah rein gefühlsmäßig, daß ich den Kopf etwas nach links drehte. Der Vampir hatte sich bisher irgendwo hinter dem Wald versteckt gehalten.

Nun rauschte er hervor.

Ich erhöhte die Geschwindigkeit. Von der Seite her flog ich auf ihn zu. Kalurac mußte das Flappen des Rotors vernommen haben, denn schon wandte er den Kopf. Ich verringerte die Geschwindigkeit ein wenig, weil auch Kalurac nicht mehr weiterflog, sondern in der Luft stehenblieb. Stellte er sich zum Kampf? Es sah ganz so aus.

Der Vampir bot ein schaurig schönes Bild. Voll stand das Mondlicht hinter ihm und zeichnete jede Kontur nach. Ich sah die weiten Flügel mit der lederartigen Haut. Der Kopf war normal geblieben. Er hatte sich nicht verändert, sondern zeigte nach wie vor die menschliche Form. Wie der untere Teil des Körpers hatten auch die klauenartigen Hände die Metamorphose nicht mitgemacht. Sekundenlang fixierten wir uns.

»Nun kann dir keiner mehr helfen!« rief ich den Vampir an, und der Wind riß mir die Worte von den Lippen. Gleichzeitig hob ich die linke Hand hoch und präsentierte ihm mein Kreuz. Er zuckte zusammen.

Ich hatte Zeit und riß den Eichenpflock aus dem Gürtel. Beides zusammen vereinigte sich zu einer tödlichen Waffe. »Stirb Kalurac, Nachkomme des Dracula!« Ich brüllte die Worte hinaus, und dann fiel mir ein, was Marek mir anvertraut hatte.

Ich rief die Namen der Schutzgeister. »Michael! Gabriel! Raphael! Uriel!«

Meine Stimme überschlug sich fast. Jedes Wort mußte wie ein Donnerschlag an Kaluracs Ohren dringen. Da geschah es.

Aus den vier Enden des Kreuzes, genau dort, wo sich die Zeichen der Erzengel befanden, schossen gleißende Strahlen, rasten auf den Vampir zu und nagelten ihn fest. Zwei Strahlen trafen die Füße, die beiden anderen die Hände. Kalurac schrie.

Gebannt starrte ich ihn an. Er stand wie gekreuzigt mitten in der Luft. Die magische Falle hielt ihn fest. Fest für mich…

Ich spürte, wie sich das Kreuz in meiner Hand erwärmte, fühlte gleichzeitig die Kraft, die in meinen Körper drang, und hörte eine Stimme im Gehirn, die aus einer unendlichen Ferne zu kommen schien: »Nimm den Pflock, John Sinclair. Denn du bist der Sohn des Lichts. Nimm ihn…!«

Ich tat es.

Langsam flog ich auf den Vampir zu. Wild rollte er mit den Augen. Hell sah ich das Weiße darin schimmern. Das blutleere, bleiche Gesicht zuckte. Der Vampir spürte, daß es mit ihm zu Ende ging. Diesmal hatte er keine Chance. Der Nachtwind würde dafür sorgen, daß die Asche auseinanderfiel.

Er flehte nicht, er wimmerte nicht. Er kannte sein Schicksal, das so unabänderlich war wie das Ende der Welt.

Ich holte aus.

Dann schloß ich die Augen – und stieß zu.

Der uralte, historische Eichenpflock tat das, wofür er bestimmt war. Er durchbohrte das Herz des Vampirs.

Draculas Nachkomme starb endgültig!

Ich riß den Pflock aus seiner Brust, drehte ab und wendete dann wieder. So konnte ich Kaluracs Ende beobachten.

Die vier Strahlen wurden blasser. Gleichzeitig kühlte sich das Kreuz in meiner Hand ab.

Und Kalurac verging. Seine Haut welkte, wurde gelblichbraun, zerbröselte zu Lehm, und als die Strahlen endgültig erloschen waren, da gab es auch keinen Kalurac mehr.

Ein Windstoß fächerte um mein Gesicht, erfaßte eine Staubwolke, zerteilte sie und trieb sie fort.

Die Welt hatte vor Kalurac Ruhe.

Langsam glitt ich dem Erdboden entgegen…

***

Sie hatten auf mich gewartet. Bill, Sheila, Suko, Jane – und Marek. In ihren Blicken las ich nur eine Frage, die ich beantwortete, ohne daß sie akustisch gestellt worden war. »Kalurac lebt nicht mehr!«

»Wir haben es gesehen«, sagte Suko, »aber wir wollten es von dir hören.«

Ich schnallte das Gerät ab.

Irgendwie war ein Gefühl in mir, das ich nicht beschreiben konnte. Hoffnung, Glück, Zufriedenheit? Ich konnte es nicht sagen. Jedenfalls Dankbarkeit. Dankbarkeit gegenüber den Freunden, die mir in der Not beigestanden hatten. Wir machten nicht viele Worte, sondern gaben uns nur die Hand. Jeder Druck war ein Versprechen, uns niemals gegenseitig im Stich zu lassen. Eine ungeheure Gefahr war beseitigt. Nicht zuletzt dank der Hilfe von Menschen, die sich aufeinander verlassen konnten.

Von Kaluracs Dienern lebte niemand mehr. Nur die Leichenhalle stand noch da, als wäre nichts gewesen. Und vier junge Leute schauten uns aus großen Augen an. Sie konnten wahrscheinlich ihre Rettung noch gar nicht richtig fassen. Plötzlich fing der kleine Johnny

an zu schreien. Da wußte ich endgültig, daß mich das Leben wieder hatte…

ENDE des Dreiteilers